Der Pfuhl von Auteuil.

Von

Paul de Kock.

Ueberſetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1853.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Ein Austernkorb.

Sobald sich Cotonnet überzeugt hat, daß Auguste in Sicherheit ist, schiebt er, ohne sich weiter um den schönen Herrn mit den weißen Handschuhen zu kümmern, seinen Austernkorb unter den linken Arm und kehrt wieder in die Rue des Martyrs zurück.

Cotonnet ist ein kleiner, schmächtiger, junger Mann, dessen blasses Gesicht einen etwas leidenden Ausdruck hat. Er ist nicht häßlich, seine Augen sind sogar ziemlich schön, aber er hat schon viele Zähne verloren und sein eingesunkener Mund gibt ihm ein etwas altes Aussehen; dabei spricht er gemeiniglich in einem wehmüthigen, fast weinerlichen Tone, und in diesem Augenblicke haben ihm seine Liebesleiden ein noch wehmüthigeres Ansehen gegeben.

Denn Cotonnet ist durchaus kein Flattergeist, er war ein Muster der Sparsamkeit bis zu dem Augenblicke, wo er mit Mademoiselle Coralie Plumet bekannt wurde. Sie hat seine Finanzen etwas in Unordnung gebracht, aber je mehr Opfer er ihr bringt, desto theurer wird sie ihm: so geht es ja gewöhnlich: auf Dinge, die am meisten kosten, legt man den größten Werth, was man hingegen umsonst haben kann, wird verschmäht, das Herz ist ja so eitel!

Cotonnet ſteht endlich vor dem Hauſe ſtill, wo Coralie wohnt; er zieht die Thürglocke, und obgleich es beinahe Mitternacht iſt, wird er ſogleich eingelaſſen. Die meiſten Wohnparteien führten ein regelloſes Leben, und der Hausmeiſter öffnete zu jeder Stunde, und gab ſich oft nicht einmal die Mühe nachzuſehen wer kam. In Paris gibt es ſehr viele ſo ſchlecht bewachte Häuſer.

Dieſes Mal jedoch ruft Locard, der ausnahmsweiſe noch wach iſt, dem Eintretenden zu:

»Zu wem gehen Sie?«

»Sie wiſſen ja . . . zu Mamſell Coralie . . . Ich bin Cotonnet, Sie kennen mich recht gut, Papa Locard.«

»Ja wohl . . . aber Sie wiſſen, daß mir Mamſell Coralie verboten hat, Sie hinaufzulaſſen?«

»Das war nur Scherz, Papa Locard; ich ſage Ihnen, ſie wird ſich über meinen Beſuch freuen . . . Sehen Sie, ich bringe ihr Auſtern zum Nachteſſen . . . Es iſt eine angenehme Ueberraſchung . . .«

»Wie! gibt es denn ſchon Auſtern?«

»O ja, Auſtern gibt es immer . . . Coralie ſagte es wohl, und ſie hatte vollkommen Recht; ſie ſind freilich geſalzen . . . Ich gehe hinauf.«

»Nun, meinetwegen. Sehen Sie zu, ob ſie Ihnen aufmacht . . . Sehen Sie ſich vor, ich habe die Lampen ausgelöſcht.«

»O! ich brauche kein Licht.«

Cotonnet hört den Hausmeiſter ſchon nicht mehr, er eilt die Treppe hinan, als ob ihn das Glück in der Dachſtube erwartete. Verliebte ſind ja immer ſehr flink, zumal wenn ſie jung ſind, keinen Schmerbauch, keine Kreuzſchmerzen u. dgl. haben.

Im vierten Stocke ſtößt Cotonnet gegen Marie oder Marinette, die eben aus der Thür kömmt. Die Kleine iſt halb ausgekleidet, ſie hält in der rechten Hand ein Licht, anſtatt der Nachtmütze hat ſie das obere Ende eines ſeidenen Strumpfes über den Kopf gezogen, und in der linken Hand hält ſie ein großes, bereits ſtark benagtes Stück Brot.

»Biſt Du es, Schweſter?« frägt die Kleine, die halb im Schlafe iſt und in das Brot beißt, um ſich wach zu erhalten. »Es iſt ſchon ſpät; warum haſt Du deinen Schlüſſel nicht mitgenommen? Dann könnte ich mich doch ſchlafen legen!«

»Ich bin Ihre Schweſter nicht, mein Kind,« antwortet Cotonnet und umgeht die kleine Marinette, welche die Arme ausreckt und ihn dabei an die Naſe ſchlägt.

»Ach! es iſt ein Herr . . . Entſchuldigen Sie . . . Wollen Sie mir gefälligſt ſagen, wie viel Uhr es iſt . . . Es iſt gewiß ſchon ein Uhr?«

»Nein, es iſt höchſtens zwölf.«

»Das iſt ſchon ſpät genug . . . meine Schweſter macht es immer ſo, ſie hat ihren Schlüſſel vergeſſen . . . dann muß ich warten; denn im Bett würde ich einſchlafen und wenn ich einmal ſchlafe, könnte Bertha die ganze Nacht klopfen und läuten . . . ich ſchlafe wie ein Murmelthier. Wenn der alte Locard wollte, ſo würde ich ihm den Schlüſſel bringen, und er könnte ihn meiner Schweſter geben, aber er will nicht . . . Er behauptet, daß er ſeine Schnur im Schlafe ziehe, und um einen Schlüſſel herauszureichen, müſſe er erwachen . . . O! wenn man ihn ſchmierte, ſo würde er den Schlüſſel ſchon nehmen . . . aber nix! der alte Locard wird nicht geſchmiert, und deshalb mag er uns

nicht . . . Der Herr hört mich nicht, er geht hinauf . . . Mein Gott! wie langweile ich mich! Wenn ich noch etwas Gutes zum Souper hätte . . . aber trockenes Brot! . . . Meine Schweſter hat mir drei Sous für mein Mittageſſen gelaſſen, und davon ſoll ich noch zum Nachteſſen etwas übrig behalten!«

Während die kleine Marie ihr Schickſal beſeufzt, iſt Cotonnet in den oberſten Stock gekommen. Daß er ſich in der Thür irren könnte, iſt nicht zu befürchten; er legt das Ohr an und lauſcht. Er hört ſingen:

C'est l'amour, l'amour,
Qui fait le monde
A la ronde.

Cotonnet erkennt die Stimme ſeiner Geliebten, er klopft leiſe. Der Geſang hört ſogleich auf, und eine liebliche Stimme ſagt:

»Wer iſt da?«

»Ich bin's, Cotonnet.«

Coralie antwortet mit trockenem, ſchnippiſchem Tone:

»Was! Sie ſind ſchon wieder da? Sie wiſſen Ihre Zeit ſchön zu wählen, um Beſuche zu machen!«

»Ich ſtehe ſchon länger als zwei Stunden auf der Straße. Der alte Locard ſagte, Sie wären nicht zu Hauſe.«

»Er hatte Recht. Für Sie bin ich nicht zu Hauſe . . . Laſſen Sie mich in Ruhe!«

»Ach! Coralie . . . meine theuerſte Coralie, ſchenken Sie mir nur fünf Minuten Gehör.«

»Nicht eine Secunde, ich lege mich ſchlafen . . . Sie ſollten's eben ſo machen.«

»Coralie, ich bringe die Auſtern . . . Ich habe einen Korb mit ſechs Dutzend.«

»Das iſt nicht wahr, Sie lügen . . .«

»Wie kannſt Du das glauben! . . . Ich ſchwöre Dir, daß es die reine, lautere Wahrheit iſt . . . Ich habe ſie aufmachen und mit den Schalen wieder bedecken laſſen . . . ſie ſind ganz friſch, man braucht ſie nur zu eſſen.«

»Das iſt mir egal . . . Ich mag Ihre Auſtern nicht, behalten Sie ſie für ſich.«

»Ach! theuerſte Coralie, Du wirſt mich doch nicht zur Verzweiflung treiben? Du weißt ja wie ich Dich liebe . . . Ich gehe nicht von der Stelle, bis ich Dich geſehen habe . . . Antworte mir doch, Coralie . . . O Gott! ſie antwortet mir nicht mehr . . . ſie iſt im Stande, ſich ſchlafen zu legen und mich mit meinen Auſtern vor der Thür ſtehen zu laſſen . . . Das iſt abſcheulich, ſchmählich! . . . Aber ich gehe nicht von der Stelle, und wenn ich die ganze Nacht hier bleiben ſoll!«

»Monſieur, wie viel Uhr iſt es jetzt?«

Cotonnet gibt der kleinen Marie keine Antwort, denn er iſt ſo in Verzweiflung, daß er ſich in einen Winkel geſetzt hat und um ſich zu tröſten den Kopf gegen die Wand ſtößt.

»Warum er mir wohl nicht antwortet?« ſagt Marie, die ſich die Augen reibt. »Es ſcheint mir doch, daß man ihn nicht eingelaſſen hat . . . Ich möchte wohl wiſſen was er unter dem Arme trägt . . . Es war ein ziemlich großer Korb . . . vielleicht Pfirſiche oder Pflaumen . . . Ich höre ihn nicht mehr klopfen und nicht mehr ſprechen . . . er iſt vielleicht eingeſchlafen. Ich muß doch ſehen . . .«

Die Kleine geht die Treppe hinauf, und hält eine

Hand vor das Licht; vermuthlich wollte ſie ſich ungeſehen nähern, um den Schläfer nicht zu wecken.

Aber Cotonnet ſchlief nicht, er hielt ſich den Kopf mit beiden Händen und ſtarrte den zu ſeinen Füßen ſtehenden Auſternkorb an.

Auf einmal ſieht er einen Mädchenkopf, der ſich auf den Korb niederbückt, und einen Lichtſchimmer, der an die Wand fällt.

»Was wollen Sie?« fragt Cotonnet mit einer Stimme, aus der ſein ganzer Ingrimm ſpricht.

Die Kleine ſpringt geſchwind zurück und erwiedert:

»Wollen Sie mir nicht ſagen, wie viel Uhr es iſt?«

»Laſſen Sie mich in Ruhe, Sie kleiner Unhold! . . . Es iſt unerträglich!«

»Mein Gott! werden Sie nur nicht böſe; ich wußte ja nicht, daß Sie ſchliefen . . . Ich würde Sie ſonſt nicht geweckt haben.«

»O nein, ich habe nicht geſchlafen . . . ich habe keine Luſt zu ſchlafen.«

»Das kann ich nicht ſagen, ich habe ungeheure Luſt zu ſchlafen . . . aber ich muß meine Schweſter Bertha erwarten, weil ſie ihren Schlüſſel nicht mitgenommen hat . . . Es iſt ſchrecklich langweilig! ſie macht es dreimal in der Woche ſo, und zuweilen warte ich ganz vergebens, ſie kömmt gar nicht nach Hauſe!«

»Nun, warum warten Sie denn?«

»O! wenn ich mich ſchlafen legte und ſie käme zufällig nach Hauſe, ſo würde ſie zwei Stunden klopfen müſſen, ohne mich zu wecken, und das ganze Haus würde früher aufſtehen als ich . . . und dann gibt's einen unerhörten Lärm. Man ſagt zu meiner Schweſter, ſie dürfe nicht mehr

im Hauſe bleiben. Mir würde es Spaß machen; aber den folgenden Tag muß ich trockenes Brot eſſen, und das macht mir kein Vergnügen.«

»O Coralie! . . . Coralie!«

»Sie wollen zu Mamſell Coralie, der Blumenmacherin? Warum klopfen Sie denn nicht? ſie ſchläft vielleicht . . .«

»Ich habe geklopft, ſie weiß wohl, daß ich da bin, aber ſie will nicht aufmachen.«

»So macht's meine Schweſter auch . . . wenn ſie einen Herrn bei ſich hat, ſo läßt ſie Sandarac nicht ein.«

»Mein Kind, ich kenne Ihre Schweſter nicht, und es iſt mir ganz gleichgiltig was ſie thut; aber ich bin feſt überzeugt, daß bei Coralie kein Mann iſt . . . Das iſt die Urſache gewiß nicht, es iſt nur Neckerei, Eigenſinn!«

»Ich weiß es nicht, ich ſagte es, weil ich es glaubte . . . Aber jetzt muß es längſt eins geſchlagen haben!«

»Ich kann nicht ſagen, wie viel Uhr es iſt; ich habe keine Uhr . . . das heißt, ich habe eine gehabt, ich habe ſie zu einem gewiſſen Zwecke verſetzt . . . und was habe ich nun davon?«

Bei dieſen Worten wirft Cotonnet einen traurigen Blick auf den zu ſeinen Füßen ſtehenden Auſternkorb.

»Was iſt denn in dem Korbe?«

»Es ſind . . . Auſtern.«

»Auſtern! wirklich! . . . O, meine Schweſter ißt ungeheuer gern Auſtern, ſie läßt ſich oft welche kaufen. Wenn ſie eine Wette macht, ſo geht es immer um Auſtern . . . und ſie verliert nie. Ich eſſe auch gern Auſtern, aber ich bekomme keine . . . ich ſtipitze immer einige, wenn ich die Teller bringe . . . und dann kratze ich die Schalen mit

einem Meſſer ab; es bleibt immer etwas darin, und das iſt das Beſte.«

Cotonnet antwortete nicht mehr, er war wieder in Gedanken vertieft. Plötzlich wurde die Hausthürglocke mit Heftigkeit gezogen.

»Ah! da iſt endlich meine Schweſter!« ruft die kleine Marie, die ſich über das Treppengeländer neigt.

Aber bald ſetzte ſie ſeufzend hinzu:

»Nein, ſie iſt's nicht . . . ich ſehe nur einen Mann . . . er bleibt im dritten Stocke ſtehen . . . Es iſt Herr Achille Rocheville, der nach Hauſe kömmt . . . Mein Gott ja . . . da macht er ſeine Thür auf . . . Ich habe mich vergebens gefreut! . . . Hören Sie, lieber Herr, wenn Sie zu uns kommen wollen, bis meine Schweſter kömmt, ſo können Sie ſich's bequemer machen, als hier auf der Erde . . .«

»Ich danke, mein Kind, ich will hier bleiben . . . vor ihrer Thür . . . Die Undankbare ſoll mich mit Füßen treten, wenn ſie morgen ihr Frühſtück holt . . .«

»Bah! das ſind Dummheiten . . . Ich will Ihnen aufmachen laſſen.«

Ohne Cotonnet's Antwort abzuwarten, klopft die Kleine ſo ſtark an die Thür der eigenſinnigen Coralie, daß es wie eine Kanonade in einem Melodrama donnert. Cotonnet zittert an allen Gliedern, aus der Wohnung des Nachbars Birmann hört man einen derben deutſchen Fluch, und aus der haſtig aufgeriſſenen Thür der Madame Patouillard dringt ein Schrei des Schreckens.

»Wenn das nicht aufhört,« ruft der Schneider in ſeinem geradbrechten Franzöſiſch, »ſo werde ich kommen und Ruhe ſtiften.«

»Das iſt infam!« kreiſcht zugleich die Weiberſtimme; »in einem Hauſe wie dieſes! . . . und wenn man eine Nachbarin hat, der man Blutegel geſetzt hat! . . . Ich werde mich beim Hausherrn beſchweren . . . wenn ich dieſe Nacht noch überlebe. So ein Lärm könnte mich wohl umbringen!«

Die kleine Marie lachte, daß ihr die Augen übergingen, als ſie die Klagen der Nachbarn hörte. Aber bald läßt ſich eine dritte Stimme hören, und dieſe kömmt von Coralie:

»Monſieur Cotonnet, wenn Sie mich nicht in Ruhe laſſen wollen, ſo werden Sie dafür büßen, das verſpreche ich Ihnen. Mehr ſage ich nicht, aber Sie werden ſehen!«

»Da haben Sie etwas Schönes gemacht!« ſagt Cotonnet zu der Kleinen. »Sie glaubt, ich hätte ihre Thür ſo bombardirt, und ihr Zorn iſt nun noch größer «

»Warum hat ſie nicht aufgemacht? . . . Aber ſagen Sie, lieber Herr, ich ſehe, daß Sie keinen Appetit haben . . . Wollen Sie mir nicht einige Auſtern ſchenken?«

»Nein, mein Kind, es thut mir leid . . . ich eſſe ſie freilich nicht, aber ich bewahre ſie für Coralie auf . . . und morgen will ich ſie ihr bringen und zu ihr ſagen: Sie ſehen, daß ich nicht gelogen habe, hier ſind die Auſtern!«

»Er iſt ſelbſt eine Auſter!« murrt die Kleine und nimmt ihr Licht, das ſie in einen Winkel geſtellt hatte. »Die Sache wird mir langweilig, ich gehe zu Bett . . . Bertha wird jetzt nicht kommen, es muß zwei Uhr ſeyn.«

Die kleine Marie iſt wieder hinuntergegangen. Cotonnet hat ſich wieder in die Ecke gedrückt und hält den Kopf

it beiden Händen. Es vergehen etwa zehn Minuten und m Hause herrscht tiefe Stille.

Aber endlich thut sich eine Thür im fünften Stocke ise auf; eine lange, dürre Gestalt im Schlafrock und Pantoffeln, mit einem rothen Foulard um den Kopf, kömmt um Vorschein, — kurz, es ist Barigoule, der glückliche Besitzer des Einspänners.

Wir wissen bereits, daß Barigoule, obschon Inhaber iner Gemalin, der Demoiselle Coralie den Hof macht. Die eurigen Augen der Blumenmacherin lassen dem gottlosen Nachbar keine Ruhe. Wer in seine Nachbarin verliebt ist, ört natürlich immer was im Hause vorgeht.

Ueberdies mußte Jeder, der nicht wie ein Murmelthier chlief, die donnernden Faustschläge der kleinen Marie an der Thür der unerbittlichen Coralie hören.

Sobald Barigoule denkt, daß seine Hausehre wieder ingeschlafen, schlüpft er in seinen Schlafrock, schleicht sich us dem Schlafzimmer, nimmt ein Licht und einige Zünd- ölzchen, und erscheint auf dem Gange.

Dort will er seine Kerze anzünden, aber er reibt ver- ebens seine Zündhölzchen an der Wand; sie wollen nicht angen.

»Im Grunde brauche ich kein Licht,« denkt der Lange nd stellt den Leuchter in die nur angelehnte Thür; »es ist ogar besser, keines zu haben . . . Ich komme dann nicht n Gefahr, gesehen zu werden . . . Der Lärm hat mir llen Schlaf geraubt; es ist auch ein schicklicher Vorwand, ie schöne Coralie zu fragen, ob sie unpäßlich ist. Meine Frau und mein Dienstbote schlafen . . . O! wenn mich die Nachbarin einläßt, so kann's sehr weit kommen . . . Ich will's versuchen.«

Barigoule ſucht tappend das Geländer, dann geht er leiſe die Treppe hinauf.

So kömmt er auf den Gang, wo Cotonnet ſchlummert; denn trotz ſeines Grames iſt der arme Jüngling eingeſchlafen, und träumt wahrſcheinlich von Coralie und von ſeinen Auſtern.

»Die Hauptſache iſt, daß ich die Thür nicht verfehle,« denkt Barigoule, als er das Treppengeländer verläßt. »Ich habe wahrlich keine Luſt, Madame Patouillard oder den verſoffenen Schneider aufzuwecken . . . Aber ich weiß, wo es iſt: die mittlere Thür . . . Ich muß ſuchen; ich klopfe nicht eher, als bis ich gewiß weiß, daß es die Thür der Blumenmacherin iſt . . . Was iſt denn das? Ein Korb . . . vermuthlich hat die Patouillard ihren Korb mit dem Unrath herausgeſtellt . . . Das riecht nach Seefiſch; wahrſcheinlich Ueberbleibſel vom Mittageſſen . . . Ach! die Hausthürglocke! da kömmt Jemand. Ich habe meine Thür offen gelaſſen; wenn es ein Nachbar von mir wäre! Ich will doch hören.«

Die Glocke ertönt zum zweiten Male. Die Hausthür hat ſich aufgethan und mit einem für die Hausbewohner eben nicht ſchmeichelhaften Geräuſch wieder geſchloſſen. Bald hört man Fußtritte und Stimmen auf der Treppe, denn die Ankommenden machen einen Lärm wie am hellen Tage.

Barigoule verliert kein Wort.

»Ich ſage Dir, daß ich von der Landpartie mit deiner Freundin Lucie kein Wort glaube; es ſind Flauſen!«

»Mein Gott, Sandarac! ich weiß nicht, was Dir ſeit einiger Zeit im Kopfe ſteckt. Du wirſt fürwahr unausſtehlich!«

»Nimm Dich in Acht, daß ich nicht hinter deine Schliche komme! Wer hat Dir den Sonnenschirm geschenkt? Du möchtest mir aufbinden, Lucie habe ihn als Zahlung von einem Juden bekommen und Dir ihn für sechs Paar Strümpfe überlassen . . . Erstens hast Du nicht so viele Strümpfe, daß Du ihr welche überlassen könntest . . .«

»Ich habe die Wahrheit gesagt . . . der Tag ist nicht reiner als der Grund meines Herzens.«

»Dann muß ein Gewitter am Himmel stehen . . . Seit diesem Morgen geht etwas vor; Du warst gewiß zu Hause, als ich zweimal kam. Ich lasse mir kein X für ein U machen . . . Und wie Du parfümirt bist! Du mußt den ganzen Tag in dem Laboratorium eines Parfumeurs gewesen seyn . . . Und was hast Du in den Taschen?«

»Drei Schnupftücher, ich habe den Schnupfen.«

»Und Du hast nicht ein einziges Mal geniest seit ich Dich wiedergefunden . . «

»Sandarac, Du wirst schlimmer als Bartolo! Bald wirst Du meine Finger besehen, ob Tinte daran ist, und meine Nase in Augenschein nehmen, ob ich etwa Tabak geschnupft habe! . . . Wenn nur die einfältige Marie nicht zu Bett gegangen ist . . . das fehlte auch noch.«

»Ich habe einen Gelbschnabel gesehen, der mit Boucaros Arm in Arm ging und Augen machte wie ein krankes Huhn, als Du an ihm vorüber gingest . . .«

»Wie kann ich den Männern wehren, die Augen zu verdrehen! . . . Das ist wahrhaftig eine unerhörte Tyrannei; und Monsieur Sandarac spricht immer nur von Freiheit . . . Die verwünschte Marie! sie macht nicht auf.«

»Du mußt stärker läuten.«

»Dann zerreiße ich den Glockenzug.«

»Marie, ich will mit Fußtritten accompagniren «

»Ach! mein Gott, ſie werden das ganze Haus aufwecken,« denkt Barigoule, der ſeine Nachbarin aus dem vierten Stock erkannt hat. »Und wenn meine Frau mich vermißt... Hermelinde iſt ſo eiferſüchtig! Zum Glück kann ich einen ſehr triftigen Grund vorſchützen . . . Sapperlot! das Schweſterchen macht nicht auf! Solche Leute ſollte man in einem honetten Hauſe nicht dulden. Die Houſſepignole führt ein ſo unregelmäßiges Leben; ſie kömmt gewöhnlich zu einer ungebührlichen Stunde nach Hauſe! . . . O, welch einen Lärm das Geſindel macht!«

»Marie! . . . Marie, mach doch auf! Ich bin's... O die kleine Gans! . . . ſie ſchläft wie ein Maulwurf.«

»Warum haſt Du den Schlüſſel nicht?«

»Er iſt verloren gegangen . . . ich weiß nicht wo er iſt . . . Marie! Marie, wache doch auf!«

»Wer hat Dir den Sonnenſchirm geſchenkt?«

»Sandarac, ich ſchwöre . . . Du kannſt ja Lucie fragen . . .«

»Ja, Lucie! . . . ein ſchöner Bürge! Ihr verſteht Euch wie zwei Diebinnen.«

»Marie!«

»Sapperlot! Der Herr iſt galant . . . er hat ſich's etwas koſten laſſen: der Schirm iſt theuer.«

»Marie!«

»Ich will wiſſen, woher dieſer Luxusgegenſtand kömmt.«

»Endlich wird's mir zu arg, Sandarac! Wenn Du nicht zufrieden biſt, ſo geh und laß mich in Ruhe!«

»So! in dieſem Tone redeſt Du! Nein, ich bin nicht zufrieden, ich werde Dir deinen Sonnenſchirm auf dem Rücken zerſchlagen!«

»O! Du abſcheulicher Unhold! . . . er will meinen Sonnenſchirm zerſchlagen! . . . Hilfe! Hilfe!«

Madame Saint-Lambert, oder Bertha, oder Houſſepignole, denn wir haben geſehen, daß dieſe Dame eine Menge Namen hat, — erhebt ein ſo lautes Geſchrei, daß die kleine Marie erwacht und ebenfalls ſchreiend die Thür aufreißt, weil ſie ihrem Schlafe ganz unerwartet entriſſen worden iſt und ſich fürchtet.

Barigoule, der noch immer im ſechſten Stocke auf dem Gange ſteht, ſchwebt in immerwährender Angſt, denn er fürchtet, ſeine Frau könne erwachen, und gleichwohl fehlt ihm die Kraft, wieder hinunter zu gehen, ohne Coralie zu ſehen, oder ſie wenigſtens von ſeiner Anweſenheit in Kenntniß zu ſetzen. Inzwiſchen hat Sandarac Bertha und ihre Schweſter vor ſich her geſchoben und iſt ihnen gefolgt; die Thür iſt wieder geſchloſſen, der Lärm hat aufgehört, und kein Menſch im Hauſe ſcheint von dem Geſchrei der Madame Houſſepignole Notiz genommen zu haben: vermuthlich war man ſchon daran gewöhnt.

Cotonnet ſchläft immerfort; wahrſcheinlich hat er einen ſchweren Schlaf, oder er hatte die vorhergehende Nacht gewacht.

Barigoule wird wieder ruhig; er wartet einige Minuten, dann ſucht er die mittlere Thür.

»Ich darf nicht fürchten, bei meiner Nachbarin anzuklopfen,« denkt er, »ich werde nicht ſo viel Lärm machen wie jene Leute.«

Der lange Herr im Schlafrocke tappt weiter; ſeine Füße finden an Cotonnet kein Hinderniß, weil ſich dieſer in eine Ecke gedrückt hat; er kommt an die erſehnte Thür, er lauſcht, er glaubt im Zimmer gehen zu hören.

»Gut, sie schläft noch nicht,« denkt Barigoule; »das ist schön, sie wird mich sogleich hören.«

Er klopft zweimal leise an die Thür und trällert:

»Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus de feu;
Ouvre-moi ta porte
Que j'entre un p'tit peu!«

Man antwortet nicht, aber Barigoule hört, daß man auf die Thür zu geht. Er zieht das Kopftuch zurecht und spricht zu sich selbst:

»Sie kömmt . . . sie wird aufmachen . . . sie hat meine Stimme erkannt.«

Aber Mademoiselle Coralie hatte die Stimme ihres Nachbars aus dem fünften Stocke keineswegs erkannt, und in der Ueberzeugung, es sey noch immer Cotonnet, schickt sie sich an, ihn so zu behandeln wie sie gedroht hatte, falls er sie noch einmal störte. Sie nimmt schnell einen Napf, in welchem noch etwas übrig gebliebene Brotsuppe ist, und sobald sie ihre Thür geöffnet hat, schüttet sie den Inhalt des Napfes dem vor ihr stehenden Anbeter ins Gesicht.

Dem armen Barigoule ist das ganze Gesicht überschwemmt; die Brotsuppe ist ihm in die Augen, in die Nase, sogar in den Mund gedrungen, denn er hat ihn bereits geöffnet, um der schönen Blumenmacherin eine Schmeichelei zu sagen. Der klebrige Ueberzug, der sein Antlitz bedeckt, macht ihn im ersten Augenblicke ganz verblüfft; aber als er seine Augen verstopft fühlt und sie weder öffnen noch schließen kann, fängt er an zu schreien wie ein Esel und ruft:

»Ich bin geblendet! . . . man hat mir die Augen verkleiſtert! Das iſt abſcheulich; ſolche dumme Späße verbitte ich mir . . .«

Während er ſein Schickſal bejammert, tappt er umher; er ſtößt mit dem Fuße gegen Cotonnet; dieſer erwacht, reibt ſich die Augen und ruft:

»Wer iſt da? . . . Sie treten mich; nehmen Sie ſich doch in Acht! . . . Es ſind Leute da . . . Hilfe! Diebe!«

Während die beiden Herren ſchreien, ohne deutlich zu ſehen, ſchlägt Coralie, die nun einſieht, daß ſie ſich wieder geirrt und daß die Brotſuppe, eben ſo wie das Waſſer am Morgen, das rechte Ziel verfehlt hat, halb zornig, halb lachend die Thür zu, ohne ſich um ihre beiden Anbeter zu kümmern.

Aber bald erſcheinen die Nachbarn mit Licht. Zuerſt der deutſche Schneider, der mit einem derben Knüttel bewaffnet iſt, um Jeden, der ihm in den Weg kömmt, durchzuprügeln; dann Madame Barigoule, die den Eheherrn an ihrer Seite vermißt hat und auf den Lärm in den ſechſten Stock gegangen iſt, um zu ſehen, was der Herr Gemal da oben macht; aber dieſer, der noch immer nichts ſieht, bittet die Herbeieilenden, ihm die Brotſuppe aus dem Geſichte zu wiſchen.

Endlich kommen Sandarac, Bertha und die kleine Marie, die ebenfalls wiſſen wollen was es gibt und noch lauter als die Andern rufen:

»Was geht denn vor?«

»Was iſt geſchehen?«

»Warum wird hier geſtritten?«

»Das iſt unanſtändig in einem anſtändigen Hauſe!«

»Was machſt Du denn hier?« ſagt Madame Bari-

goule zu ihrem Gemal, »und was haſt Du im Geſicht? Haſt Du etwa einen Gypsabdruck nehmen laſſen?«

Barigoule, der ſich inzwiſchen die Augen mit einem Zipfel ſeines Schlafrockes abgewiſcht hat, antwortet mit einem beſtürzten Blicke auf Cotonnet:

»Was thut dieſer Herr hier? . . . Er gehört nicht ins Haus . . .«

»Der Herr iſt der Hausfreund der Mamſell Coralie,« antwortet die kleine Marie; »ich kenne ihn recht gut. Er war ſchon Abends da . . . ſie wollte ihn nicht einlaſſen, und er hat ſich vor der Thür ſchlafen gelegt.«

»Das Recht kann ihm Niemand ſtreitig machen,« ſagt Sandarac. »Wir wollen uns auch ſchlafen legen . . . Gute Nacht, meine Herren und Damen . . . Vorwärts, Kleine! jeder krieche in ſein Neſt. Morpheus ruft!«

Die kleine Marie läßt ſich das nicht zweimal ſagen, ſie geht flink die Treppe hinunter; Bertha und Sandarac verſchwinden ebenfalls. Madame Barigoule führt den verirrten Gemal zu ſeiner Pflicht zurück und frägt noch einmal:

»Was haſt Du denn da oben gemacht?«

»Mein Kind, ich glaubte das Pferd im Stalle wiehern oder ſtöhnen zu hören . . . ich dachte Zephyr ſey von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen, und wollte nachſehen . . .«

»Was! um in den Pferdeſtall zu gehen, biſt Du in den ſechſten Stock geſtiegen?«

»Ich war ſchlaftrunken, Hermelinde . . . ich glaubte hinunter zu gehen, und ging Treppe auf, das geſchieht zuweilen . . . Es iſt als wenn man im Wagen ſitzt: ſchließe die Augen, und Du wirſt nicht wiſſen, ob es vorwärts oder rückwärts geht.«

»Das ist sehr unwahrscheinlich,« entgegnete Madame Barigoule; »und was bedeutet der Nudelteig auf deinem Gesichte?«

»Das ist ein Umstand, den ich mir nicht recht zu erklären weiß. Der junge Mensch, der sein Nachtquartier auf dem Gange genommen, muß mir diesen Streich gespielt haben . . .«

»Barigoule, Du bist ein Bösewicht . . . aber ich werde mich rächen!«

»Hermelinde, Du irrst Dich... ich versichere Dir...«

Die beiden Gatten sind unterdessen wieder zu Hause und haben ihre Thür geschlossen. Auf dem Gange ist nur Cotonnet geblieben; denn der Schneider hat sich mit einigen kräftigen Flüchen längst wieder zur Ruhe begeben.

Der arme Cotonnet, dem die Ursache des Getümmels nicht ganz klar ist, sucht wieder einzuschlafen, sobald es wieder ruhig geworden ist; es gelingt ihm ziemlich leicht.

Aber er bemerkt nicht, daß sein kostbarer Austernkorb in dem Tumult verschwunden ist.

II.

Achille Rocheville.

Wir verweilen noch immer in demselben Hause, in der Rue des Martyrs, in dem Hause, wo wir bereits die Bekanntschaft der Madame Saint-Lambert und ihrer Schwester, der schalkhaften Coralie, des Ehepaares Barigoule, des deutschen Schneiders und der Dame mit den Blutegeln gemacht haben. Das sind schon ziemlich viele Originale für

ein einziges Haus; aber in Paris, wo die Häuser meistens sehr groß und die Wohnungen oft sehr klein sind, ist es durchaus nicht selten, unter einem und demselben Dache den Stoff für zehn Lustspiele oder komische Romane zu finden. Und man weiß noch nicht Alles, was in jeder einzelnen Wohnung vorgeht; und wenn man auch ziemlich genau erfährt, was sich bei einem Hausbewohner ereignet hat, so ist es doch zweifelhaft, ob man seine innersten Gedanken und die geheimen Triebfedern seiner Handlungen kennt. Wie viele Räthsel bleiben da zu lösen, und bleiben ungelöst, trotz allen vergangenen und zukünftigen »hinkenden Teufeln.«

Jetzt bitten wir den geneigten Leser, uns in den dritten Stock des genannten Hauses zu begleiten. Wir gehen immer weiter hinunter. Wir betreten um eilf Uhr Morgens eine sehr elegante Wohnung, und finden einen jungen Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, groß, schön gewachsen, wenn auch etwas zu schmächtig; seine feinen, geistvollen, starkausgeprägten Züge bekunden eine ungewöhnliche Neigung zur Spöttelei.

Dieser junge Mann ist Achille Rocheville, der uns nicht mehr ganz unbekannt ist: wir haben ihn ja bereits im Hofe gesehen und als Besitzer des Papageien, der die Stelle des Hausmeisters so gut versieht, kennen gelernt.

Achille Rocheville sitzt im eleganten Schlafrock an einem gedeckten Tische und frühstückt mit einem Freunde, der etwas älter zu seyn scheint; vielleicht verdankt der Gast dieses ältere Aussehen seiner ernsten, fast schwermüthigen Stimmung. Seine Gesichtszüge sind gerade nicht schön, aber sie haben einen edeln, wohlwollenden Ausdruck.

Die beiden Freunde plaudern beim Frühstück. Achille

lacht noch, weil er dem Andern ſo eben erzählt hat, welche Rolle ſein Papagei Tags zuvor geſpielt.

»Nun, ſo lache doch mit mir, Albert . . . Sage aufrichtig, iſt die Idee nicht drollig?«

»Ja wohl, die Idee iſt ſinnreich und deiner ganz würdig, lieber Achille. Aber mich dünkt, daß ſie dem Gefoppten nicht ganz ſo komiſch vorgekommen iſt.«

»Es iſt wahr, Du erinnerſt mich an den armen Gimpel. Er wurde kirſchroth vor Aerger; ich glaube ſogar, er will ſich ſchlagen. Wir haben unſere Karten gewechſelt, er heißt Benjamin Godichon . . . Ha! ha! ha! was ſagſt Du zu dem Namen?«

»Ich meine, man kann immerhin Godichon heißen, und doch Geiſt und Muth haben . . .«

»Muth will ich gelten laſſen; aber geiſtreich kann ich mir einen Godichon nicht denken, denn ein Mann von Geiſt würde ſeinen Namen wechſeln, wenn ſein Vater ſo hieße... Uebrigens ſcheint ſich der junge Menſch beſonnen zu haben; es iſt halb zwölf, und er iſt noch nicht gekommen . . . Aufrichtig geſagt, er hat Recht, es wäre wirklich ſchade, ſich für eine Perſon wie Madame Houſſepignole zu ſchlagen.«

»Wer iſt ſie?«

»Ein Frauenzimmer, das von einem Manne ausgehalten wird . . . eine höchſt leichtſinnige Perſon . . . ſie wird den Namen Saint-Lambert angenommen haben, um einen Gimpel aus der Provinz, der Paris und die Gefahren des großſtädtiſchen Lebens noch nicht kennt, in ihren Netzen zu fangen. Bertha wird den hübſchen Jungen ſchon zu berücken wiſſen.«

»Aber wenn er ſie liebt, warum ſoll er denn bereuen, ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben?«

»Ich muß wirklich lachen, lieber Albert. Wie kann bei einer ſolchen Perſon von Liebe die Rede ſeyn? Wer würde auch wohl ſo naiv ſeyn, an eine ſo ernſthafte Zuneigung der Weiber zu glauben? Die Liebe iſt nur ein unaufhörlicher Spaß, eine Komödie in einem oder mehren Acten . . . verſteht ſich, immer mit einer frappanten Löſung des Knotens.«

»Nicht Jedermann denkt wie Du, Achille. Es gibt Menſchen, bei denen ein tiefes, wahres Gefühl über das Geſchick ihres ganzen Lebens entſcheidet . . .«

»O wie ſentimental! . . . Und er ſagt das ſo ernſthaft, als ob er es wirklich dächte.«

»Ich denke es auch wirklich. Ich habe die Erfahrung an mir ſelbſt gemacht: ich liebte ein Mädchen, das meine Gefühle erwiederte. Ich mußte ſie verlaſſen, mich auf einige Wochen von Paris entfernen; als ich wieder zurückkam, war ſie mit ihren Eltern auf's Land gegangen . . .«

»So! ſie hatte Eltern! . . . Das iſt ſehr langweilig.«

»Sie ſchrieb mir. Anfangs waren ihre Briefe ſehr zärtlich, ſie drückten die größte Sehnſucht aus, mich wiederzuſehen . . . Sie bat mich, ihr auf der Stelle zu antworten, ihr recht oft zu ſchreiben; ich mußte ihr ſogar nach angegebenen Melodien Lieder dichten; ſie ſang meine Verſe und dachte an mich. Sie war etwas allzu ſchwärmeriſch, ihre Gemüthsſtimmung hatte eine romantiſche Richtung: wenn ich ſie hätte entführen wollen, ſie würde gewiß eingewilligt haben.«

»Und Du haſt die Idee nie gehabt?«

»Nein, ich begreife die Entführungen nicht, ich bin für die ehrliche Liebe.«

»Du wirſt einmal ein guter Familienvater . . . Aber erzähle weiter.«

»Meine Geliebte drückte in allen ihren Briefen den ſehnlichen Wunſch aus, bald wieder bei mir zu ſeyn. Ich antwortete ihr, und ſo ging es drei Monate, dann ſchrieb ſie mir nicht mehr, und ſpäter erfuhr ich, daß ſie verheirathet ſey.«

»Das beſtätigt ja meine Meinung von der Weibertreue . . . Eine köſtliche Geſchichte, die mit Eva und der Schlange begonnen hat . . . Ha! ha! ha!«

»Ich habe nicht gelacht, ich fühlte tiefen Schmerz, und ich kann mich noch nicht tröſten.«

»Da mußt Du ein Purgirmittel nehmen. Die Galle macht Dich ſo mürriſch, und Du bildeſt Dir ein, es komme von der Flatterhaftigkeit deiner Schönen . . . Aber erlaube mir eine Frage, Albert; Du kannſt ſie wohl beantworten, da Du mir die Dame nicht genannt haſt. Hatte Dir deine ſüße Freundin Alles bewilligt?«

»Nein, wahrhaftig nicht; ich liebte ſie aufrichtig, aber ich achtete ſie.«

»Das iſt alſo deine Art zu lieben! . . . Aber wenn Du ſie ſo liebteſt, warum haſt Du ſie denn nicht geheirathet?«

»Es war meine Abſicht; aber ich wollte nicht um ſie werben, bevor meine Stellung geſichert, meine Verhältniſſe geordnet wären.«

»Ja, ja, Du hätteſt ſie zwanzig Jahre warten laſſen, und dann hätteſt Du zu ihr geſagt: Liebes Kind, die Tu-

gend ist dahin, es ist nicht mehr der Mühe werth, daß wir uns heirathen . . . Wir sind nicht besser als die Weiber, lieber Albert, das gebe ich zu; aber wir sind offenherziger, wir können uns nicht so gut verstellen. Wie gesagt, ich glaube nicht an Beständigkeit . . . Man muß das Leben genießen, das ist die Hauptsache. Warum soll man sich auch grämen und abhärmen? Wir können ja den Lauf der Dinge nicht ändern.«

»Du glaubst an gar nichts, Achille, Du ziehst die achtbarsten Gefühle ins Lächerliche; ich glaube aber nicht, daß man dabei lange glücklich seyn könne.«

»Ich ziehe nichts ins Lächerliche . . . ich lache, wenn Jemand einen tiefen Schmerz erheuchelt.«

»Du hast nie geliebt!«

»Ich! da irrst Du Dich sehr. Die Liebe ist mein Leben, und deshalb liebe ich einen und denselben Gegenstand nicht gar zu lange . . . In diesem Augenblicke mache ich zwei sehr hübschen Mädchen den Hof . . . abgesehen von der currenten Waare . . . einer kleinen Brünette, die oben unter dem Dache wohnt, einer Blumenmacherin, wie ich glaube . . . Sie ist ein kleiner Schalk; sie hat einen Geliebten, einen Erzgimpel, der stundenlang auf der Straße Schildwache steht . . .«

»Wenn der arme Mensch die Blumenmacherin liebt, so wird er trostlos seyn, wenn Du ihm seine Geliebte raubst.«

»Lieber Freund, wenn man immer so urtheilen wollte, so würde man keiner Neigung folgen dürfen. Du speisest in diesem Augenblicke Schöpsencoteletten, weil sie Dir schmecken; aber um diese Coteletten zu liefern, hat der arme Schöps, der Dir gar nichts zu Leide gethan, sein Leben

hergeben müſſen. Du ſiehſt alſo, daß Du ein Barbar biſt! . . . Verſage Dir dieſen Genuß, und man wird die armen Schöpſe nicht mehr ſchlachten, denn man thut es ja nur, um deinen Magen zu befriedigen. Aber nein, der Menſch wird ſich nicht die kleinſte Entbehrung auflegen. Ich habe die Weiber mindeſtens eben ſo lieb wie Du die Schöpſencoteletten; ich eſſe ſie nicht, ich überhäufe ſie vielmehr mit Liebkoſungen, und bin daher nicht ſo grauſam wie Du.«

»Und die Andere?«

»Die Andere? Ebenfalls eine Griſette . . . das Geſchlecht der Griſetten iſt noch nicht ausgeſtorben, und ich bin der Natur ſehr dankbar dafür. Dieſe iſt eine Freundin der Blumenmacherin, bei der ſie oft arbeitet. Sie wohnt ganz in der Nähe, in der Straße Tour d'Auvergne; aber ich muß geſtehen, daß meine Intrigue mit ihr noch nicht weit gediehen iſt. Sie ſcheint ſpröder . . . das heißt, ſie ſpielt die Spröde. Ich habe ſie angeredet, ſie hat ein würdevolles Stillſchweigen bewahrt . . . Wir kennen das: ſie will die Tugendhafte ſpielen!«

»Du glaubſt alſo nicht, daß das Mädchen ſittſam ſey?«

»Ich glaube, daß ſie ſich ergeben wird, wenn ich ihr gefalle. Geſtern Abend erwartete ich ſie auf der Straße, ich wußte, daß ſie noch nicht zu Hauſe war, und verſteckte mich an ihrer Hausthür. Aber ſie ließ ſich nach Hauſe begleiten und ich konnte ſie nicht anreden. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Sie kam eben von ihrer Freundin, der Blumenmacherin.«

»Aber wenn die beiden Mädchen einander ihre Geheimniſſe mittheilen, ſo wiſſen ſie ja, daß Du Beiden zugleich den Hof machſt.«

»Das wäre mir ſehr lieb, weil dann die Eigenliebe ins Spiel käme, die Eine ſucht die Andere auszuſtechen, und ich triumphire deſto ſchneller.«

»Du biſt ein ſchlauer Fuchs, Achille!«

»O nein, lieber Freund, Alles das iſt nur eine Eſelsbrücke; wenn man einigermaßen gewandt iſt, ſo bedarf es ſolcher Aushilfsmittel nicht.«

»Iſt das Alles?«

»Nein. Unlängſt war ich in einer glänzenden Geſellſchaft im Hauſe eines Advocaten. Unter den vielen durch Schönheit und gewählte Toilette ausgezeichneten Damen bemerkte ich eine reizende Blondine, mit ſchmachtenden, romantiſchen blauen Augen; ich ſprach mit ihr . . .«

»So! eine Dame?«

»Ja wohl, und die Intrigue iſt um ſo pikanter.«

»Aber wenn Du es ſo treibſt, Achille, ſo wird man ſich endlich fürchten, mit Dir umzugehen.«

»O nein, ich mache ja nur Spaß. Die ſchöne Blondine iſt ſehr geiſtreich, und das hat mir Hoffnung gemacht; denn Larochefoucauld ſagt: Bei den meiſten Frauen dient der Verſtand mehr zur Beſtärkung ihrer Thorheit als ihrer Vernunft.«

»Dann wäre es alſo beſſer, eine dumme Perſon zu heirathen?«

»Dadurch würde man ſeine Ehre ſehr theuer bezahlen . . . Beaumarchais hat vollkommen Recht . . . wo hat man ihn denn hingeſteckt?«

»Und die Dame? . . .«

»Sie ziert ſich etwas. Ich habe ſie zweimal in Geſellſchaft wiedergeſehen . . . ich gehe in mehre Häuſer, die ſie beſucht. Sie iſt kokett, ſie fühlt ſich geſchmeichelt, daß ich

ihr den Hof mache ... eben weil ſie ſo viel Schlimmes von mir gehört hat ... Die Sache iſt gut im Zuge ...«

»Und der Gemal?«

»Was kümmert mich der Gemal! der iſt mir ſehr gleichgiltig ... Aber wie bringſt Du die Zeit hin, lieber Albert? Man ſieht Dich weder auf der Promenade, noch im Theater, noch bei den Wettrennen; biſt Du ein Einſiedler geworden?«

»Nein, aber ich habe Dir ſchon geſagt: mir iſt das Herz ſchwer.«

»Und deshalb entſagſt Du jedem Vergnügen, jeder Zerſtreuung! Ein ſonderbares Recept gegen die Traurigkeit.«

»Ich mache Ausflüge in die Umgegend von Paris.«

»Allein?«

»Ja, ganz allein.«

»Und wenn Dir ein hübſches Geſichtchen begegnet, bekommſt Du da nicht Luſt, ihm zu folgen?«

»Nein, aber wenn mir Unglückliche begegnen, ſo rede ich ſie an und ſuche ſie zu tröſten.«

»Das iſt recht ſchön, aber die Unglücklichen werden Dir die Grillen nicht vertreiben.«

»Hier muß ich Dir widerſprechen, Achille. Wenn ich den Schmerz eines Andern gemildert, wenn ich auch nur die Thränen eines Kindes getrocknet habe, ſo fühle ich mich erleichtert.«

»Unvergleichlicher Menſch! Ich möchte wohl ſehen, wie Du die Lahmen in Bewegung bringſt, den Blinden das Augenlicht gibſt und die Stummen ſingen lehrſt; ich würde Dir ein Monument ſetzen, und in Kurzem ſollte dein Bild bei allen Kunſthändlern zu haben ſeyn.«

»Achille, ſpotte ſo viel wie Du willſt . . . ich werde darüber nicht böſe.«

»Ich ſpotte nicht; ich ſage, Du biſt ein zweiter Monthyon, ein Seitenſtück zu dem kleinen Blaumantel, ein Segenſpender in Paletot und lackirten Stiefeln. Wenn ich in der Nationalgarde wäre, ſo möchte ich dein Tambour ſeyn; aber ſo kann ich nichts thun, als ein Glas Champagner auf deine Geſundheit trinken . . . Du wirſt mir doch Beſcheid thun, Albert Montbreilly?«

»Allerdings, Du könnteſt ſonſt glauben, deine Witze hätten mich beleidigt.«

»Wenn ich das dächte, lieber Freund, ſo würde ich mit Dir nicht lachen und ſcherzen . . . aber ich weiß, daß Du einen liebenswürdigen Charakter haſt, und deshalb möchte ich Dich erheitern, an meinen Vergnügungen Theil nehmen ſehen. Dein Gram iſt ja im Grunde nur Kinderei; nimm doch die Liebe, die Weiber, die Männer und die . . .«

Der Klang der Thürglocke unterbrach Achille in ſeiner Rede.

»Sieh da, ein Beſuch! . . . vielleicht ein Freund, der mit uns frühſtücken will . . . wir können ihm einen Platz bieten.«

Ein Diener tritt ein und ſagt:

»Es iſt ein Herr da, der Sie zu ſprechen wünſcht.«

»Wer iſt es? Lohnt es die Mühe, mein Frühſtück zu verlaſſen und ihn anzuhören? . . . Hat er ſeinen Namen genannt?«

»Er ſagte, ich ſolle Herrn Benjamin Godichon melden.«

Achille konnte eine leichte Bewegung des Erſtaunens nicht unterdrücken; er ſieht Albert an, der den Kopf ſchüttelt und leiſe zu ihm ſagt:

»Du ſiehſt, man kann Godichon heißen und ein ſehr braver Mann ſeyn.«

»Erſuche den Herrn, ſich herein zu bemühen,« ſagte Achille zu dem Bedienten.

Der Bediente entfernt ſich und führt Benjamin Godichon herein. Die beiden jungen Männer ſtehen auf, um ihn zu begrüßen. Achille geht dem Eintretenden einige Schritte entgegen und bietet ihm einen Stuhl.

»Entſchuldigen Sie,« ſagt er, »daß ich Sie beim Eſſen empfange; aber ich habe einen Gaſt, wie Sie ſehen, und Sie werden uns wohl erlauben, fortzufahren. Man kann ja beim Eſſen recht gut plaudern . . . Wenn Sie noch nicht gefrühſtückt haben, ſo ſind Sie höflichſt eingeladen.«

»Ich danke Ihnen,« antwortet Benjamin, über die freundliche Aufnahme ganz erſtaunt. »Ich habe gefrühſtückt und . . .«

»Wenn das iſt, ſo haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, und erlauben Sie mir, daß ich mich wieder an den Tiſch ſetze; ein Frühſtück ſoll man nie halbiren. Nicht wahr, Albert?«

Albert nickt mit dem Kopfe und ſieht Benjamin von der Seite an.

Der Letztere hat den dargebotenen Stuhl angenommen, aber er nimmt ſogleich das Wort:

»Ich werde Sie nicht lange ſtören.«

»Sie ſehen, daß Sie mich durchaus nicht ſtören.«

»Sie erinnern ſich meiner vielleicht nicht mehr . . . wir ſahen uns geſtern . . . im Hofe . . .«

»Ich erinnere mich ſehr wohl . . . Sie hatten einen lebhaften Streit mit meinem Papagei . . . Sehen Sie, da iſt der Spitzbub . . . Haſt Du gefrühſtückt, Jacquot?«

Der graue Papagei ſchaut auf und ruft: »Hier! hier! hier!«

Benjamin beißt ſich in die Lippen.

Albert kann ſeine Lachluſt kaum unterdrücken, und Achille fährt fort:

»Der Schlingel iſt zum Hausmeiſter geboren . . . Sie glauben von mir beleidigt zu ſeyn, mein Herr, Sie wünſchen, daß ich Ihnen Rede ſtehe, ich bin bereit . . . Heute iſt es vielleicht ein wenig ſpät, das Wetter iſt ſchön, es wird überall Leute geben. Wenn Sie nicht allzu große Eile haben, ſo könnten wir die Sache morgen in aller Frühe abthun.«

»Wie es Ihnen gefällig iſt.«

»Dann beſtimmen Sie gefälligſt Zeit und Ort.«

»Um acht Uhr, an der Porte Maillot.«

»Gut; Ihre Waffen?«

»Piſtolen.«

»Es bleibt dabei; Sie werden einen Zeugen mitbringen; mein hier anweſender Freund, Herr Albert Montbreilly, wird der meinige ſeyn.«

Benjamin ſteht auf und will ſich entfernen; Achille hält ihn zurück.

»Die Sache iſt nun in der Ordnung,« ſagt er zu ihm; »jetzt werden Sie doch ein Glas Champagner mit uns trinken? . . . Wir gehören nicht zu denen, die wüthend werden müſſen, um ſich zu ſchlagen; ich wenigſtens finde, daß es weit anſtändiger iſt, dem Gegner alle Achtung zu beweiſen, die man einem Ehrenmanne ſchuldig iſt: ſo machten es die Cavaliere der guten alten Zeit, und unſere Vorfahren hatten doch auch manches Gute . . . Sind ſie meiner Meinung?«

Benjamin iſt ganz erſtaunt über die Einladung ſeines Gegners, und er iſt noch unſchlüſſig, ob er ſie annehmen ſoll; aber während er zögert, hat Albert ein Glas Champagner eingeſchenkt und reicht es ihm mit den Worten:

»Mein Herr, erlauben Sie mir, mit Ihnen anzuſtoßen.«

Die ernſte Höflichkeit Alberts hebt Benjamins Bedenklichkeiten, er nimmt das Glas, verneigt ſich gegen die beiden Freunde und trinkt den Champagner.

Albert reicht ihm Macronen; er nimmt einige und denkt: Ich habe den Champagner angenommen, warum ſollte ich die Macronen ablehnen?

Achille ſpricht von der neuen Oper, von den beliebteſten Schauſpielerinnen, von den berühmteſten Schriftſtellern, er miſcht ſo viele ergötzliche Bemerkungen, ſo viele treffende Witze ein, daß ihm Benjamin mit wahrem Vergnügen zuhört und das inzwiſchen wieder gefüllte Glas noch einmal leert.

Der Champagner hat den beneidenswerthen Vorzug, daß er dem Geiſte das überſprudelnde Feuer mittheilt, welches er im Glaſe entwickelt und die üble Laune und den alten Groll vertreibt.

Benjamin hörte die pikanten Anekdoten, die Rocheville mit der ihm eigenen Heiterkeit erzählte, ſeit zehn Minuten an, als Albert, eine kurze Pauſe benutzend, das Wort nimmt und mit ernſter Miene ſagt:

»Jetzt, meine Herren, haben Sie die Güte, mir einen Augenblick Gehör zu ſchenken . . . Achille Rocheville iſt ein ſehr braver Menſch, ich ſuche ſeine ſpöttiſche Laune keineswegs zu entſchuldigen, ich höre nur von ſeinem Muthe,

wovon er leider ſchon zu viele Beweiſe gegeben hat. Sie, mein Herr, beweiſen durch Ihren heutigen Schritt, daß Sie ebenfalls Muth haben. Warum wollen Sie ſich ſchlagen? Sie werden mir dieſe Frage erlauben; denn ſobald ein Duell nicht unumgänglich nothwendig iſt, ſoll man es zu verhindern ſuchen, und wenn es zu entſchuldigen iſt, Blut zu vergießen, um eine Schmach abzuwaſchen, ſo iſt es ein Unſinn, für ein Mißverſtändniß oder einen ſchlechten Witz ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen. Sagen Sie aufrichtig: es iſt nicht möglich, daß Sie wegen der Geſchichte mit dem Papagei Kugeln wechſeln wollen, Sie müſſen noch einen andern Grund haben.«

»Ich kenne keinen anderen Grund,« ſagte Achille.

Benjamin erwiedert verlegen:

»Als ich ſagte, daß ich zu Madame Saint-Lambert wolle, fing Herr Rocheville noch ſtärker an zu lachen.«

»Ja, das iſt wahr, ich läugne es nicht.«

»Warum das?«

»Weil Madame Saint-Lambert nie exiſtirt hat, weil die Perſon, die für Sie dieſen Namen angenommen, keine Andere als eine gewiſſe Houſſepignole, eine ausgediente Lorette iſt, die ſich durch ihre Abenteuer allgemein bekannt gemacht und in dieſem Hauſe mit einem gewiſſen Sandarac, einem Menſchen von zweideutigem Charakter, oft ſehr unangenehme Auftritte gehabt hat; weil ſie ihre Schweſter, ein dreizehnjähriges Mädchen, für ihre Kammerjungfer ausgibt, und weil ich wohl ſah, daß Sie — verzeihen Sie mir den Ausdruck — ein neuer Vogel waren, den die Dame rupfen wollte.«

Benjamin war ſo verblüfft, daß er anfangs keine Worte finden konnte; endlich erwiederte er:

»Mein Herr, Sie behandeln dieſe Dame ſehr rückſichtslos . . . Muß ich nicht glauben . . .«

»Daß ich ein verſchmähter Anbeter ſey? O nein, da irren Sie ſich . . . In der That, Herr Benjamin, ich fange an meinem Freunde Recht zu geben: es wäre eine Dummheit, uns wegen dieſer Dame zu ſchlagen, es lohnt wahrlich nicht die Mühe. Sie gefällt Ihnen in dieſem Augenblicke; gut, bleiben Sie ihr Geliebter ſo lange als es Ihnen Vergnügen macht, und wenn Sie mit ihr zu brechen wünſchen, ſo bin ich erbötig, Ihnen Alles was ich Ihnen geſagt habe, zu beweiſen . . . Sind Sie damit einverſtanden? Wollen Sie Vertrauen zu mir haben, oder wollen Sie ſich durchaus ſchlagen? Sie haben zu wählen.«

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen . . .«

»Gut, ſchlagen Sie ein!«

»Dieſe Verſöhnung iſt mein Werk,« ſagte Albert; »um ſie noch mehr zu befeſtigen, lade ich Sie auf übermorgen zum Diner ein; ich hoffe, Sie werden mir die Ehre geben.«

»Ich nehme es herzlich gern an,« ſagte Achille.

»Ich ebenfalls,« antwortete Benjamin; »wo werden wir uns treffen?«

»Boulevard Montmartre, Paſſage Jouffroy, um halb ſechs . . . Iſt es Ihnen genehm?«

»Vollkommen.«

»Am Sonntage alſo.«

»Um halb ſechs, meine Herren.«

Benjamin Godichon entfernt ſich ganz erſtaunt, zwei neue Freunde gefunden zu haben, wo er einen Gegner geſucht hatte.

III.

Auguſtens Kämmerlein.

Die in einer entfernten Vorſtadt und ganz nahe an einer Barriere gelegene Straße Latour d'Auvergne ſcheint ein Mittelding zwiſchen Stadt und Land zu ſeyn. Sie iſt ziemlich ſtark bevölkert, aber keineswegs lebhaft, und Fuhrwerke ſieht man nur ſehr ſelten. In dieſer auf einer Anhöhe gelegenen Straße iſt die Luft rein und friſch, und hinter einigen Häuſern befinden ſich Gärten, eine Annehmlichkeit, die in Paris immer ſeltener wird.

Das Haus, in welchem Auguſte wohnte, hatte dieſe Annehmlichkeit, es beſaß einen ziemlich großen, mit alten Bäumen und jungen Blumen verzierten Garten. Freilich war dieſer Garten von einer Partei, die den ganzen erſten Stock bewohnte, gemiethet. Aber die übrigen Wohnparteien hatten doch die Ausſicht in denſelben, und das iſt in Paris, wo das friſche Grün zu den Seltenheiten gehört, ſchon etwas werth.

Die ganze Wohnung Auguſtens beſtand aus zwei beſcheidenen Zimmern, und das erſte konnte eigentlich nur als Vorzimmer gelten, denn es hatte kein Camin und nur ein kleines rundes Fenſterchen, durch welches ſehr wenig Licht eindrang. Aber das zweite Zimmer war geräumig, bequem und hübſch eingerichtet; es hatte nichts Elegantes, Cokettes, man ſuchte hier vergebens jene niedlichen Klei-

nigkeiten, die man bei Loretten und Künſtlern findet, aber Alles war ſauber und anſtändig, keine Spur von Dürftigkeit oder Nachläſſigkeit — jenen beiden Schreckbildern, die ſich in der Wohnung eines Frauenzimmers nur zu oft zeigen.

Dieſes Zimmer war im dritten Stocke und bot die Ausſicht in den Garten. Die Wände waren mit hübſchen roſenfarbenen Tapeten bedeckt, die Meubles mit Zitz von gleicher Farbe überzogen. Auf dem Camin ſtanden zwei Porzellanvaſen, in denen immer Roſen blühten, ſo lange ſie wohlfeil zu haben waren. Alles war daher roſig in dieſem einſamen Stübchen, ſelbſt die Bewohnerin. Ohne ihr fade Complimente zu machen, konnte man ſich in einen freundlichen duftigen Blumengarten verſetzt glauben; und die in den hohen Bäumen vor ihrem Fenſter zwitſchernden Vögel ſchienen dieſen lieblichen Aufenthalt noch verſchönern zu wollen.

Es iſt vier Uhr Nachmittags, und Auguſte ſitzt am Fenſter und arbeitet. Sie blickt abwechſelnd in den Garten und auf ihre Arbeit, oft fällt ihr Blick auch auf ein ihrem Bett gegenüber hängendes weibliches Porträt, über welchem ein geweihter Buchsbaumſtrauß ſteckt. Es iſt das lebensgroße Bild einer noch jungen hübſchen Frau, und bei aufmerkſamer Betrachtung bemerkt man eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Porträt und Auguſte.

»Arme Mama!« liſpelt Auguſte, deren Blick wieder auf dem Bilde geruht hat. »Du ſcheinſt mich anzuſehen, als ob Du mit mir ſprechen wollteſt . . . Ach! Du würdeſt vielleicht unwillig gegen mich ſeyn, Du biſt mit mir nicht zufrieden. Du wirfſt mir vor, daß ich an den jungen Herrn denke, der mir überall folgt, der mir auflauert und be-

theuert, er liebe mich und wolle mich glücklich machen . . . O nein, so benimmt man sich nicht, wenn man ein ehrbares Mädchen glücklich machen will . . . Aber beruhige Dich nur, gute Mutter, ich werde ihm kein Gehör geben, er macht ja auch Coralie und vielleicht noch Anderen den Hof. Er ist ein Betrüger, ein Flattergeist, der ein Vergnügen findet, leichtgläubige oder gefallsüchtige Mädchen zu berücken. Nein, ich werde ihm kein Gehör geben; sey nur unbesorgt, Mutter, ich will's nicht machen wie Coralie, ich will sittsam und verständig seyn, ich will an deine guten Lehren, an dein Beispiel denken. Du warst immer gut und tugendhaft . . . und doch warst Du nicht glücklich! Das ist nicht gerecht, aber Du hast mir oft gesagt, Du würdest weit beklagenswerther gewesen seyn, wenn Du kein ruhiges Gewissen gehabt hättest, und es gebe großen Muth in der Trübsal, wenn man sich sagen könne, daß man sie nicht verdient.«

Auguste steht auf, nimmt ein Heiligenbild von der Wand, kniet vor dem Porträt der Mutter nieder und betet.

Sie sitzt längst wieder bei ihrer Arbeit; sie scheint heiterer, ruhiger, seit sie gebetet; sie schaut vergnügt in den Garten, und hört dem Gesange der Vögel zu, die sich ganz nahe am Fenster auf den Zweigen wiegen, und das liebliche Concert um ihretwillen veranstaltet zu haben scheinen.

Es wird leise und bescheiden an die Thür des Vorzimmers geklopft. Auguste ruft:

»Herein! Die Thür ist offen.«

Die Thür geht auf, und Cotonnet kommt langsam und mit der ihm eigenen Schüchternheit in das hübsche rosige Zimmer.

»Ah! Sie ſind's, Herr Cotonnet?«

»Ja, Mamſell Auguſte, ich nehme mir die Erlaubniß Ich hoffe, es wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn.«

»Nein, Herr Cotonnet. Der Beſuch anſtändiger Perſonen iſt mir gar nicht unangenehm.«

»Sie ſind ſehr gütig, Mademoiſelle. Wenn es Ihnen im geringſten unangenehm iſt, ſo müſſen Sie es ſagen; ich gehe dann ſogleich wieder fort.«

»Nein, nein,« erwiederte Auguſte etwas ungeduldig; »ich ſage Ihnen ja, daß mir Ihr Beſuch nicht unangenehm iſt. Mein Gott! ich bin ja unabhängig, Niemand könnte mir's wehren, wenn ich etwas thun wollte, was nicht recht.«

»Das iſt wahr, Sie ſind volljährig, Mamſell Auguſte; Sie haben das Recht, nach Ihrem Willen zu handeln.«

»Ja, ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, aber nicht deshalb glaube ich unabhängig zu ſeyn. Wenn ich meine Mutter noch hätte, dann würde ich mich nie für berechtigt halten, nach meinem Willen zu handeln.«

»Aber Sie haben keine Mutter . . . und auch keinen Vater mehr?«

»Reden wir nicht davon, Herr Cotonnet. Aber ſetzen Sie ſich doch. Sie werden doch nicht mitten im Zimmer ſtehen bleiben?«

»O! das thut nichts, Mademoiſelle. Ihr Zimmer iſt ſehr hübſch. Alles roſenfarben, und ſo nett möblirt!«

»Das habe ich Alles von meiner Mutter geerbt. Sie hatte die Roſen ſo gern, und ich habe den gleichen Geſchmack, ich umgebe mich gern mit Blumen, ſo viel als irgend möglich. Wenn ich Platz vor meinen Fenſtern hätte,

ſo würde ich Roſenſtöcke dahin ſtellen; aber es iſt nicht möglich. Aber wollen Sie denn keinen Stuhl nehmen, Herr Cotonnet? dann muß ich Ihnen einen bringen.«

»O nein, Mademoiſelle, ich will mich ſetzen.«

Cotonnet entſchließt ſich endlich, einen Stuhl zu nehmen, den er mitten ins Zimmer ſtellt. Er ſetzt ſich mit einem tiefen Seufzer.

»Sie haben einen Kummer, Herr Cotonnet, ich ſehe es wohl. Sie ſind wahrſcheinlich gekommen, um mir Ihr Leid zu klagen? Reden Sie, ich höre.«

»Ach! ja, ich habe einen ſchweren Kummer; ich bin troſtlos, der Verzweiflung nahe!«

»Und dieſen Kummer macht Ihnen Coralie?«

»Allerdings! wer denn ſonſt? Es iſt aus, für immer aus! Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr.«

»Sie müſſen nicht gleich verzweifeln. Man hört ja viel von Zerwürfniſſen, denen die Ausſöhnung auf dem Fuße folgt.«

»Ja wohl, wenn man ſich beiderſeits noch liebt; aber wenn die Liebe einſeitig geworden iſt, geht's mit der Ausſöhnung ſchwer; was mit Mühe zuſammengeflickt war, zerbricht immer wieder, und endlich iſt der Bruch unheilbar. Sehen Sie, ſo ſtehe ich jetzt mit Coralie!«

»Ihre Auſtern haben alſo geſtern nicht den erwarteten Erfolg gehabt? Das wundert mich ſehr; ſie hat ja oft geſagt, es ſey ihr nichts lieber in der Welt als Auſtern.«

»Ach, Sie ſollten nur wiſſen, was mir begegnet iſt! Ich habe viel Unglück. Denken Sie ſich, geſtern Abend, als ich Sie verlaſſen hatte, ging ich mit meinen Auſtern zu Coralie hinauf und klopfte. Sie wollte nicht aufmachen. Vergebens ſagte ich, daß ich ihr Auſtern mitgebracht,

rief mir durch die Thür zu: »Ich mag Ihre Austern nicht! lassen Sie mich in Ruhe!« Was glauben Sie, was ich that? Ich schlug vor ihrer Thür mein Nachtquartier auf. Der Austernkorb stand vor mir; zuweilen legte ich sogar den Kopf darauf; aber wenn ich schlafen will, rieche ich nicht gern Seefisch, ich schob den Korb also wieder zu meinen Füßen hin.«

»Und heute früh?«

»O! so weit sind wir noch nicht! Denken Sie sich, in der Nacht sind mir eine Menge Abenteuer begegnet. Ein solches Haus mit solchen Wohnparteien ist mir noch nicht vorgekommen. Ich weiß nicht was die Leute treiben, sie scheinen in der Nacht auf den Treppen spazieren zu gehen; genug, Einer weckte mich durch einen Fußtritt; ich rief um Hilfe; das ganze Haus lief herbei. Der Herr, der mir den Fußtritt gegeben, hatte das ganze Gesicht überkleistert; ich glaube, daß ihm Coralie den Possen gespielt hat. Er ist ein langer, klapperdürrer, häßlicher Mann.«

»Das ist Herr Barigoule, der Nachbar im fünften Stock, der Pferd und Wagen hält.«

»Ich weiß nicht, ob er Pferd und Wagen hält, aber er hat einen garstigen Schlafrock. Er hielt mich für einen Spitzbuben, aber zum Glück erkannte mich ein kleines Mädchen aus dem vierten Stocke; endlich gingen alle Leute zu Bett, und ich schlief wieder ein.«

»Auf dem Gange?«

»Ja, Mademoiselle, auf dem Gange.«

»Armer Cotonnet!«

»Wenn ich mich gräme, muß ich wohl sehr fest schlafen, denn ich erwachte erst, als Coralie heute früh ihre Thür aufmachte. Als sie mich sah, nannte sie mich einen

Schöps; ich erwiederte: So nimm doch wenigſtens meine Auſtern zum Frühſtück an! Wahrſcheinlich war ſie bei Appetit, denn ſie lächelte und antwortete: »Wo ſind denn die famöſen Auſtern?« Denken Sie ſich mein Erſtaunen, ich ſah mich nach allen Seiten um, der Auſternkorb war verſchwunden!«

»Ah mein Gott! er war Ihnen alſo geſtohlen?«

»Er muß mir wohl geſtohlen ſeyn. Ich ging zum Hausmeiſter, klopfte an alle Thüren im Hauſe, und fragte überall, ob man meinen Auſternkorb nicht geſehen. Sie können leicht denken, daß der Dieb nicht die Abſicht hatte, ihn wieder herauszugeben! Aber das Schlimmſte dabei war, daß mich Coralie einen Lügner ſchalt; ſie behauptete, ich hätte gar keine Auſtern gehabt, und hätte ſie nur foppen wollen. Nachdem ſie mich tüchtig ausgeſchimpft, ſchlug ſie mir die Thür vor der Naſe zu, und verbot mir noch einmal, wieder anzuklopfen. Sie drohte mir ſogar mit ihrem Nachbar, dem deutſchen Schneider, wenn ich mir noch einmal beikommen ließe, vor ihrer Thür zu ſchlafen. Ich ging ganz zerknirſcht fort. Sie ſehen, es iſt Alles aus. O, ich bin ſehr unglücklich!«

Bei dieſen letzten Worten brach der arme Cotonnet in Thränen aus.

»Sie müſſen nicht weinen, Herr Cotonnet, es nützt Ihnen gar nichts.«

»Ach! das weiß ich wohl, Mamſell Auguſte; meine Naſe wird nur roth davon, aber ich kann's nicht unterlaſſen.«

»Ich begreife wohl, daß man nicht immer gefaßt ſeyn kann; es iſt leicht zu ſagen: weinen Sie nicht mehr; es

iſt ſchwer die Thränen zu trocknen. Aber wer kann Ihnen die Auſtern geſtohlen haben?«

»Ich glaube es zu wiſſen.«

»Wirklich? Sagen Sie doch.«

»Als ich heute früh das Haus Ihrer Freundin verließ, war ich zugleich troſtlos und aufgebracht; denn hätte ich meinen Auſternkorb gehabt, ſo würde mich Coralie vielleicht von friſchem geliebt haben. Die Liebe iſt ja ſo leicht zu verſöhnen!... Ich ſetzte mich alſo auf einen Brunnenſtein, dem Hauſe gegenüber; die Brunnenſteine ſind für Jedermann da, man konnte mich von dort nicht vertreiben, und ich dachte bei mir ſelbſt: Wer die Auſtern gegeſſen hat, wird gewiß die Schalen nicht behalten; es iſt noch nicht acht Uhr, man darf noch den Unrath auf die Straße bringen; ich will alſo warten und zuſehen, wer die Auſternſchalen bringt. — Das war ein guter Einfall. Ich bleibe alſo auf meinem Poſten. Es vergeht eine gute halbe Stunde; endlich kömmt Jemand aus dem Hausthor, ſchüttet geſchwind einen alten Korb aus, ſtellt den Korb in einen Winkel und geht zu einer Milchverkäuferin, die etwa zwanzig Schritte von da ihren Stand hatte. Ich erkannte ſogleich das kleine Mädchen aus dem vierten Stocke, das Abends mit mir geſprochen und mich gefragt hatte, ob ich ihr nicht einige Auſtern ſchenken wolle . . .«

»Das iſt die Schweſter der Madame Houſſepignole.«

»Ich glaube wohl, aber denken Sie ſich was ich empfand, als ich ſah, daß das kleine Mädchen Auſternſchalen auf die Straße geworfen hatte . . . und es war ein großer Haufen; ich hatte ſechs Dutzend in meinem Korbe gehabt. Es war nicht zu bezweifeln, es waren die Ueberreſte meiner Auſtern. Ich ſpringe wüthend auf, ſtelle mich vor die

Hausthür und erwarte die kleine Diebin; sie kommt bald mit einem Blechtopf voll Milch zurück ... »Also bei Ihnen hat man meine Austern verzehrt?« sage ich, dem Mädchen in den Weg tretend. »Ich finde das sehr unverschämt.« — Glauben Sie wohl, Mamsell Auguste, daß mir die Kleine mit kecker Miene antwortet: »Was! Ihre Austern? Was faseln Sie da? Ich weiß nicht was Sie meinen; bei uns sind keine Austern gegessen worden.« — »Was! bei Ihnen sind keine Austern gegessen? Woher kommen denn die Schalen, die Sie so eben auf die Straße geworfen haben?« — »Ich? Das ist nicht wahr, ich habe keine Austernschalen auf die Straße geworfen .. das hat Jemand anders gethan.« — Ich muß gestehen, Mademoiselle, daß ich über die Frechheit des Kindes ganz verblüfft war; die kleine Diebin log mit solcher Zuversicht, daß ich die Thatsache bezweifelt haben würde, wenn ich sie nicht mit meinen Augen gesehen hätte. Ich wollte sie indeß aufhalten und faßte sie beim Arme; da flossen einige Tropfen Milch aus ihrem Topfe. Sogleich erhebt sie ein lautes Geschrei und ruft um Hilfe, als ob ich sie geschlagen hätte; einige Nachbarn eilen herbei; dann kommt ein langer, sehr boshaft aussehender Herr aus dem Hause, stößt die Umstehenden sehr unsanft auf die Seite, und sagt zu der Kleinen: »Was gibt's denn, Marinette? Was hat man Dir gethan?« — »Dieser Herr hier langweilt mich ... er sagt, wir hätten seine Austern gegessen, weil Schalen auf der Straße liegen. Was kümmert das mich? Er will mich nicht durchlassen und schüttet mir die Milch aus ... Verbieten Sie ihm doch das, Herr Sandarac!« — Der lange Herr drückt den Hut auf ein Ohr, runzelt die Stirn und schnauzt mich an: »Mit welchem Rechte halten Sie diese Kleine an? Warum fragen Sie sie, was sie gegessen hat?

Sie ſind verdammt neugierig, mein kleiner Herr! . . Und wenn wir auch Auſtern gegeſſen hätten, warum ſollten es denn gerade Ihre Auſtern geweſen ſeyn? Zu Paris gibt es ja Auſtern in Hülle und Fülle! Erſtens die eßbaren, von denen ich ein großer Freund bin, und zweitens, die nicht eßbaren, zu denen Sie gehören . . . Laſſen Sie daher die Kleine in Ruhe, junger Herr, und bedenken Sie wohl was Sie ſagen, ſonſt haben Sie es mit mir zu thun.« — Dieſer Wortſchwall hatte mich ganz verblüfft gemacht; ich antwortete nichts, denn im Grunde konnte ich nicht beweiſen, daß man meine Auſtern verzehrt hatte, obſchon ich feſt davon überzeugt war. Die Kleine ging alſo ins Haus, der bramarbaſirende Herr entfernte ſich, die Menge zerſtreute ſich und ich begab mich in meinen Schnittwaarenladen, wo ich meine Thränen verſchlucken mußte. Als ich unter einem ſchicklichen Vorwande fortgehen konnte, beſchloß ich hierher zu kommen und Ihnen mein Leid zu klagen . . . Sie ſind ja ſo gut, Mamſell Auguſte! . . . Sie lachen mich nicht aus!«

»Mein Gott! wie könnte ich Jemanden auslachen, der leidet! . . . da müßte ich ein ſehr ſchlechtes Herz haben«

»O! es gibt Leute, die über Alles ſpotten . . . Und dann dachte ich auch, Sie könnten wohl . . . Sie haben doch geſtern Abends meinen Korb geſehen, nicht wahr, Mamſell, und Sie wiſſen, daß meine Auſtern keine Erfindung waren, um Coralie anzuführen.«

»Allerdings; ich verſtehe Sie, Herr Cotonnet: Sie wünſchen, daß ich zu Coralie gehe und bezeuge, daß Sie ihr wirklich einen Korb mit Auſtern gebracht hatten.«

»Ja wohl, Mademoiſelle, Sie würden mir einen großen Gefallen thun. Ich glaube zwar nicht, daß Coralie

ihren Entſchluß, mich nicht wiederzuſehen, aufgeben wird; ich weiß es wohl, ſie liebt mich nicht mehr, und man kann den Amor nicht zwingen, wieder umzukehren, wenn er einmal Hut und Stock genommen hat . . . Aber ich möchte doch nicht gern von ihr für einen Lügner gehalten werden, denn ich habe ihr nie eine Lüge geſagt und will mir dieſen Vorwurf nicht machen laſſen.«

»Seyen Sie unbeſorgt, Herr Cotonnet; ich werde dieſen Abend zu Coralie gehen und ihr ſagen, wie ſich die Sache verhält; ich werde ihr dann leicht beweiſen, daß Sie ihr keine Unwahrheit geſagt haben.«

»Ich danke Ihnen, liebe Mamſell Auguſte, ich bin Ihnen ſehr verbunden ... Darf ich morgen wieder kommen, um anzufragen, was ſie Ihnen geantwortet?«

»Ja wohl, ich habe nichts dagegen.«

»Gut, dann werde ich morgen kommen ... und wenn Sie nicht zu Hauſe ſind, dann ſchadet es auch nichts; dann komme ich ein anderes Mal.«

»Ich bin immer zu Hauſe, ich gehe nur jeden Sonnabend Nachmittag aus, um meine Arbeit abzuliefern; außerdem entferne ich mich nur ſelten.«

»Auf Wiederſehen alſo, Mamſell Auguſte . . . tauſend Dank für Ihre Güte.«

»Es iſt ja nicht der Rede werth.«

»Wie hübſch Ihr Zimmer iſt! . . . Ach! Coralie iſt nie auf den Gedanken gekommen, ſo ſchön aufzuräumen.«

Cotonnet will ſich entfernen, aber an der Thür bleibt er ſtehen und ſagt, ſich an die Stirn ſchlagend:

»Mein Gott, das hätte ich bald vergeſſen! Wo hatte ich auch meine Gedanken! Der Gram hat mich ganz verwirrt gemacht.«

»Was iſt's denn?«

»Ihr Portier fragte mich natürlich, zu wem ich wolle, und als er hörte, daß ich zu Ihnen wollte, ſagte er zu mir: Wollen Sie der Mamſell Auguſte nicht dieſen Brief mitnehmen? Ich nahm den Brief und dachte nicht mehr daran . . . ich wäre beinahe fortgegangen, ohne Ihnen den Brief zu geben.«

»Ein Brief an mich? Das iſt ſonderbar, ich bekomme nie Briefe . . . es müßte denn . . . doch nein, das iſt nicht wahrſcheinlich.«

Auguſte ſeufzte, ein trüber Gedanke verdüſterte ihr Gemüth, und ſie nimmt faſt zitternd den Brief, den ihr Cotonnet überreicht; ſie wirft ſogleich einen Blick auf die Adreſſe und liſpelt kaum vernehmbar:

»O nein . . . er iſt nicht von ihm.«

Cotonnet nimmt noch einmal Abſchied und entfernt ſich ſchnell, um Auguſte Muße zu laſſen, den Brief zu leſen.

»Wie thöricht war ich doch!« denkt Auguſte, indem ſie die Schriftzüge der Adreſſe betrachtet: »wie konnte ich auch hoffen, von meinem Vater einen Brief zu erhalten! . . . Denkt denn mein Vater an mich? Er weiß wohl kaum, daß ich in der Welt bin! . . . Aber ich will doch ſehen, wer an mich ſchreibt.«

Sie bricht das Siegel, betrachtet die Unterſchrift; ſogleich wird ihr Geſicht von einer lebhaften Röthe übergoſſen und ſie hört auf zu leſen.

»Achille Rocheville . . . Wie! er ſchreibt an mich! Das iſt ſehr keck, denn ich kenne ihn ja nicht! . . . Ich ſollte den Brief eigentlich gar nicht leſen; aber ich habe

ihn einmal erbrochen . . . und wenn ich jetzt auch ſagte, daß ich ihn nicht geleſen, ſo würde er mir nicht glauben . . . Ich will alſo ſehen, was er mir ſchreibt . . . Mein Gott! mir iſt ganz ſonderbar zu Muth . . . es iſt der Zorn über ſeine Kühnheit.«

Während ſich Auguſte zu überreden ſucht, daß ſie im Zorn ſey, lieſt ſie begierig folgendes Billet:

»Liebenswürdige Auguſte!

»Sie werden mich ſehr kühn, vielleicht ſehr zudringlich finden, aber wenn man ſich nach der Bekanntſchaft einer Perſon ſehnt und kein Gehör bei ihr finden kann, was kann man da Beſſeres thun, als an ſie ſchreiben? Ich brauche Ihnen daher nicht zu ſagen, daß Sie ſehr ſchön ſind, Sie wiſſen es ohnedies; ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, daß ich in Ihre ſchönen Augen vernarrt bin, Sie wiſſen es auch. Aber Sie fliehen mich, das iſt nicht ſchön von Ihnen; denn ein gewiſſes Etwas ſagt mir, daß wir uns endlich verſtehen werden. Warum ſollen wir alſo dieſen Augenblick, der unfehlbar eintreten muß, ſo lange aufſchieben? Verſtändigen wir uns lieber ſogleich. Wenn Sie mir kein Gehör ſchenken wollen, ſo werden Sie die Urſache eines großen Unglücks ſeyn: ich werde zu Gift, Dolch oder Waſſer meine Zuflucht nehmen. Aber aufrichtig geſagt, ich möchte lieber in Ihren Armen ſterben. Ich erwarte Sie dieſen Abend um neun Uhr in dem ſchwarzen Gange an der großen Oper, und wenn Sie nicht kommen, ſo wird mich meine Verzweiflung zu einem unheilvollen Entſchluſſe treiben. Doch Sie wollen meinen Tod nicht, Sie werden kommen, wär's auch nur, um mir zu

ſagen, daß Sie mich verabſcheuen. Das wäre mir wenigſtens lieber, als Sie vergebens zu erwarten.

Ihr ewig treuer Verehrer

Achille Rocheville.«

Als Auguſte dieſes Billet geleſen, bleibt ſie eine Weile in Gedanken verſunken. Anfangs hat ſie ſich geärgert, weil ihr der Styl des Briefes ſehr frei, faſt vertraulich vorkam, dann iſt der Zorn der Lachluſt gewichen, und endlich wirft ſie den Brief auf den Tiſch und ſagt:

»Er muß mich für ſehr einfältig halten, der ſchöne Herr! Mit Selbſtmord zu drohen, wenn ich ihn warten laſſe! O das fürchte ich nicht; wegen eines Mädchens, das immer ſittſam bleiben will, bringt man ſich nicht um . . . Mir ein Stelldichein zu geben und zu glauben, ich würde kommen! Er muß fürwahr eine ſchlechte Meinung von mir haben . . . Es iſt im Grunde nicht zu verwundern, bei vielen anderen Mädchen meines Standes finden die jungen Müßiggänger ſo leicht Gehör . . . Ich gehe dieſen Abend zu Coralie, dem armen Cotonnet zu Gefallen, und dann . . . will ich zu erfahren ſuchen, ob Herr Rocheville ihr noch den Hof macht. Das wird nicht viel Mühe koſten, ſie ſpricht ja ſo gern von ihren Eroberungen . . . Es iſt aber doch Schade, daß der junge Mann ein Flattergeiſt iſt, denn er iſt gar nicht übel!«

IV.

Der Maler Tambourcau.

Bevor wir Auguſte zu ihrer Freundin Coralie begleiten, kehren wir zu Benjamin Godichon und Madame Saint-Lambert, gebornen Villa dellas Tormas de Bellareal, oder — wie ſie von ihrem Nachbar Rocheville genannt wurde — zu Madame Houſſepignole zurück.

Wir haben geſehen, daß der naive Verehrer dieſer Schönen in ſehr übler Laune von Paſſy zurückkam, obſchon ſein Begleiter Boucaros alles aufbot um ihn zu erheitern. Benjamin begab ſich verſtimmt nach Hauſe, legte ſich verſtimmt zu Bette und ſchlief in demſelben Gemüthszuſtande ein. Ohne Zweifel hatte er auch unangenehme Träume; denn man mag immerhin über die Träume ſpotten, ſie nehmen doch gemeiniglich von unſerm wirklichen Leben etwas an.

Um acht Uhr Morgens war Benjamin noch im Bett; er ſchlief nicht mehr, er ließ alle geſtrigen Ereigniſſe in ſeinem Geiſte die Revue paſſiren. Er dachte an die zärtlichen Worte, welche die reizende Bertha zu ihm geſprochen, an ihre feurigen Blicke, an ihre nicht minder feurigen Seufzer, an ihr Bedauern, daß er einen Wagen ohne Jalouſien genommen, und endlich an ihr Verſprechen.

»Sie liebt mich,« dachte er; »ſie iſt keine Cokette, die ſich über mich luſtig machen will! . . . Es iſt ja nicht ihre

Schuld, wenn ich ſo dumm bin, einen nicht mit allen Annehmlichkeiten verſehenen Wagen zu nehmen.«

Benjamin rechnete ſodann alles zuſammen was er Tags vorher für Sonnenſchirm, Flacons, Eſſenzen, Diners, Gefrornes, Punſch und Fiaker ausgegeben hatte. Die Summe war für einen einzigen Tag ziemlich rund, ſie würde ihm ſehr klein erſchienen ſeyn, wenn er glücklich geweſen wäre.

So grübelte der arme Tropf bis nach neun Uhr; er ſah traurig nach der Uhr und dachte: »Ob ſie wohl kommen wird? Ich glaube, ſie hat mir's geſtern verſprochen, als ſie mich verließ, um zu ihrem Onkel zu gehen . . . Ja, ſie ſagte zu mir: Morgen komme ich zu Dir . . . Aber zu welcher Stunde, das iſt die Frage. Es wäre gar nicht unterhaltend, wenn ich den ganzen Tag zu Hauſe bleiben müßte, um ſie zu erwarten.«

Benjamin hatte kaum das Bett verlaſſen, ſo wurde die Thürglocke gezogen. In drei Secunden iſt er an der Thür und öffnet. Zu ſeiner freudigen Ueberraſchung tritt Madame Saint-Lambert ein. Sie hatte wirklich ihr Verſprechen gehalten, und dieſes Mal ſteht ihnen kein Onkel, kein Mißgeſchick, kein Hinderniß mehr im Wege, und die Freude iſt um ſo größer, je mehr Schwierigkeiten zu überwinden geweſen waren.

So wurde bis eilf Uhr geplaudert und gekoſt. Erſt dann nahm Madame Saint-Lambert wieder ihren Hut und Shawl und einige andere Beſtandtheile ihrer Toilette.

»Sie wollen mich ſchon verlaſſen?« ſagte Benjamin.

»Ich muß nach Hauſe . . . ich habe eine Familien-conferenz.«

»Wollen Sie nicht mit mir frühſtücken?«

»Unmöglich . . . Ich habe auch keinen Hunger; ich habe geſtern Abend Auſtern gegeſſen, die mir noch im Magen liegen.«

»Auſtern! Haben Sie denn geſtern in Paſſy ſoupirt?«

»Ja, mein Onkel wollte es durchaus. Sie können leicht denken, daß ich keinen Appetit hatte, aber ich durfte es ihm nicht abſchlagen.«

»Wann ſehe ich Sie denn wieder?«

»Morgen um die Mittagsſtunde komme ich, Theuerſter . . . Wie könnte ich auch einen Tag leben ohne Dich zu ſehen! . . . Ach! Du kleiner Unhold, wenn Du mich ſo liebteſt wie ich Dich liebe!«

»Ich bin Dir auch ſehr gut . . .«

»Die Folge wird es lehren . . . Apropos, lieber Freund, ich hoffe, daß Du an den kleinen Streit mit meinem Nachbar, dem gottloſen Rocheville, nicht mehr denkſt.«

Benjamin hatte das Abenteuer ganz vergeſſen, Bertha erinnerte ihn wieder daran.

»Du kannſt leicht denken, theuerſter Benjamin, daß ich es zu einem Duell nicht kommen laſſen will . . . Du ſollteſt dein Leben auf's Spiel ſetzen? O, Gott! der Gedanke macht mich ſchaudern! Uebrigens gehört ja dein Leben mir, Du haſt es mir gewidmet, und ich verbiete Dir, es in Gefahr zu ſetzen . . . Ferner mußt Du das Haus, welches ich bewohne, wenigſtens eine Zeit lang meiden. Mein Onkel hat Verdacht; ich fürchte ihn, und

wenn er Dich jetzt im Hauſe bemerkte, ſo würde er glauben, Du beſuchteſt mich, und dann wäre ich verloren! Er iſt ein Tiger, ein grauſamer Tyrann. Ich werde zu Dir kommen, zwei-, dreimal täglich, wenn Du es wünſcheſt, aber für meine Sehnſucht immer noch nicht genug. Du verſprichſt mir alſo, mir gehorſam zu ſeyn? . . . Mein Gott! wie zerſtreut bin ich! Jetzt erſt bemerke ich, daß ich ohne Geld ausgegangen bin . . . und ich habe eine Menge Einkäufe zu machen. Lieber Freund, gib mir fünfhundert Francs, Du thuſt mir einen Gefallen . . . ich gebe Dir's wieder.«

Benjamin gab ihr eine Banknote und verſprach Alles was Bertha verlangte. Sie nahm zum Andenken an dieſe Stunde noch den Foulard mit, den ihr Geliebter in der Nacht um den Kopf gehabt hatte; ſie bedeckte den Foulard mit Küſſen, ſteckte ihn in den Buſen und ſagte zärtlich:

»Immer . . . immer da!«

Der Foulard, der ſehr ſchön war, fand an dieſer ihm zugewieſenen Stelle hinlänglich Platz.

Benjamin, dem es nicht an Charakter und Muth fehlte, begann, ſobald ihn ſeine neue Freundin verlaſſen hatte, über ſein geſtriges Abenteuer mit Achille Rocheville nachzuſinnen.

»Ich habe ihn gefordert und habe ihm meinen Beſuch gemeldet; wenn ich nicht zu ihm gehe, ſo gebe ich mir das Anſehen eines Prahlers oder einer feigen Memme. Vor dieſen Rückſichten müſſen alle übereilten Verſprechungen weichen.«

Benjamin begab ſich daher zu Achille Rocheville, und wir kennen das Reſultat dieſes Beſuches.

Wir wiſſen jetzt, daß ſeine Liebe nicht mehr in dem

Stadium der Wünſche iſt, und werden uns nicht wundern, daß er das freundliche Entgegenkommen Rocheville's und ſeines Freundes nicht zurückweiſt und die keineswegs günſtigen Aeußerungen über Madame Saint-Lambert nicht mehr übel nimmt. Es iſt leider nur zu wahr, daß ſich ein Mann über das Schlechte, das von ſeiner Flamme geſagt wird, weit weniger erzürnt, wenn er ſie beſitzt, als wenn er noch um ihre Gunſt wirbt.

Man wird dies für einen Beweis unſeres Undankes halten; aber dieſes Urtheil dürfte ſich kaum rechtfertigen laſſen.

Oder kömmt dieſe veränderte Stimmung etwa daher, daß wir nicht alles gefunden haben was wir gehofft? Vielleicht.

Oder daher, daß der Beſitz die Sinne beruhigt, die Wünſche, Hoffnungen und Seufzer hingegen die Nerven reizen und unſere Stimmung verbittern? Ich möchte dies für das Wahrſcheinlichſte halten.

Als Benjamin von Achille Rocheville Abſchied genommen hatte, begab er ſich wieder nach Hauſe; aber als er die Treppe hinauf ging, ſtand er ſtill.

»Bertha hat mich um mein Porträt gebeten, ſie wünſcht mich in ganzer Figur, im Kleinen zu haben . . . Sie mag nun Saint-Lambert oder Houſſepignole heißen, ich muß Wort halten; im Grunde bin ich ja nicht von ihr gefoppt worden, ſie hat mir alles bewilligt was ſie verſprochen, und ich weiß nicht, ob Rocheville ſie nicht etwas verleumdet. Er ſagt, er könne alles beweiſen was er ſagt, das will ich erwarten . . . Aber da ein Maler hier im Hauſe wohnt, ſo brauche ich nicht weiter zu gehen, um

mein Porträt machen zu laſſen. Tamboureau ſoll ſehr gut treffen . . . ich will alſo in ſein Atelier gehen.«

Das Atelier des jungen Künſtlers iſt natürlich ganz oben im Hauſe. Man ſteigt hinten im Hofe fünf Treppen hinan, dann kömmt man an eine kleine Thür, die den Gang ſchließt. Aber wenn man dieſe Thür öffnet, ſo bemerkt man eine andere kleine, ſehr ſchmale, aber ſauber gebohnte Treppe, die zu Tamboureau's Atelier führt. Ueberdies wird man durch die Töne eines nur ſelten ſchweigenden Pianos geführt, denn der Künſtler iſt für die Muſik nicht weniger eingenommen als für die griechiſche Geſchichte.

Das Atelier iſt groß, obgleich der Hintergrund mittelſt einer beweglichen Scheidewand abgetheilt iſt und als Schlafzimmer benutzt wird.

Man findet hier, wie in allen Malerateliers, Staffeleien mit angefangenen Bildern, Skizzen, Zeichnungen, Studienköpfe, Modelle, vollendete Porträts, die ſich bei dem Original nicht befinden, entweder weil ſich dieſes nicht ſchön genug gefunden hat, um ſein Bild anzunehmen, oder weil der Preis noch nicht bezahlt iſt.

Auf dem Fußboden liegen Büſten, Gipsfiguren, Cartons, Farbenkäſtchen, alte Pinſel, alte Paletten, alte Kleider, Flaſchen mit Eſſenz und Oel, und in einem Winkel ſteht ein Gliedermann mit einem römiſchen Helm auf dem Kopfe und einer Toga auf den Schultern. Eine dicke Schicht Staub, die alle dieſe Gegenſtände bedeckt, gibt den Beweis, daß dieſe maleriſche Unordnung den Beſen und den Federwiſch verſchmäht.

Außerdem findet man in Tamboureau's Atelier ein Piano, das zwar recht ſchön, dafür aber ſelten geſtimmt

iſt. Dieſe letztere Eigenſchaft hindert indeß nicht, daß es vom Morgen bis zum Abend zur Begleitung des Geſanges geſpielt wird. Wenn Tambourcau, der nichts weniger als ein Virtuoſe iſt, nicht ſelbſt am Inſtrumente ſitzt und klimpert, ſo ſind gewöhnlich Freunde, unter denen einige Opernſänger, bei ihm und muſiciren.

Das Atelier des jungen Malers iſt der Sammelplatz aller Muſikfreunde, denen es an Mitteln oder an Gelegenheit fehlt, anderswo Muſik zu machen.

Tambourcau iſt eben ſo gaſtfrei, wie die ſchottiſchen Hochländer. Seine Wohnung ſteht ſeinen Freunden immer offen, ſelbſt wenn er nicht zu Hauſe iſt; dann läßt man ſich den Schlüſſel vom Hausmeiſter geben und geht hinauf, als ob man in die eigene Wohnung ginge; man kann dort ſo lange bleiben wie man will, und ſogar ſein Nachtquartier aufſchlagen.

Wenn der Maler ſelbſt im Bett liegt, ſo ſchläft man auf einem beliebigen Gegenſtande. Tambourcau übernachtet indeß nicht immer zu Hauſe, denn er macht von der Erlaubniß, die er Andern gibt, ſelbſt den ausgedehnteſten Gebrauch: er ſchläft ſehr gern da wo er ſich eben befindet, und oft nimmt er fremde Gaſtfreundſchaft ſogar für mehre Tage in Anſpruch. Während dieſer Zeit ſind gemeiniglich einige ſeiner Freunde im Atelier.

Wer die Künſtler und zumal die Maler nicht kennt, mag alles dies wohl für Unordnung halten; aber bei den meiſten iſt es nur überſchwängliche Kunſtliebe, welche die Vernachläſſigung mancher Rückſichten und Lebensſorgen zur Folge hat. Dieſe Lebensſorgen langweilen ſie und ſcheinen ihnen weit unter der Sphäre, in der ſich ein Künſtler bewegt; denn in den Befehlen, die man einem Dienſtboten

oder einer Haushälterin zu geben hat, ist durchaus nichts Künstlerisches. Diese beiden Wesen, die so vielen Andern unentbehrlich, sind dem Maler ganz überflüssig; denn er bedient sich gemeiniglich seines Farbenreibers, um Bestellungen zu machen und zuweilen sogar um das Atelier auszukehren; aber dies war bei Tambourcau nur äußerst selten der Fall. Hielt er es doch kaum für nothwendig, seine Kleider ausbürsten zu lassen.

Der junge Künstler beschäftigte sich vielleicht allzu wenig mit allen jenen vulgären Lebenssorgen, die in den Augen eines Philisters so wichtig sind und die Gedanken eines Ladendieners zuweilen eine Woche lang beschäftigen.

Zum Beispiel: Tambourcau dachte nie daran, seine Wäsche ausbessern zu lassen. Er trug gemeiniglich Socken, und kaufte, je nachdem er bei Casse war, sechs bis zwölf Dutzend auf einmal. Wenn ein Paar Socken zerrissen war, was immer sehr schnell der Fall, so warf er es in einen Wandschrank und kümmerte sich nicht mehr darum. Das zweite Paar folgte dem ersten nach, und so fort. Wenn er keine Socken mehr hatte, so kaufte er neue, und diese wurden, wenn sie gebraucht waren, gleich den übrigen in den Wandschrank geworfen. So kam es denn, daß sich eines Tags beim Ausziehen — und er zog zum Glück oft aus — neunzig Paar in dem Wandschranke fanden.

Dazu kam, daß Tambourcau, der so träge und lässig war wie ein Lazzarone, oft erst um Mittag aufstand; er schwärmte freilich gern in der Nacht umher und begab sich gewöhnlich spät zur Ruhe. Alles was ein originelles Gepräge geben konnte, wurde von Tambourcau begierig aufgefaßt und geltend gemacht, obwohl er dessen gar nicht bedurfte, um sich einen Namen zu machen, denn er besaß

wirkliches Talent, das mehr eine Naturgabe als das Ergebniß anhaltender Arbeit war.

Aber die Menschen sind so, sie verachten oder vernachlässigen zuweilen das, was sie besitzen und was schnell ihr Glück machen könnte, um sich mit geringfügigen Dingen zu beschäftigen, die in ihrem Berufe mehr schädlich als nützlich sind.

So freute sich Tamboureau weit mehr, wenn es ihm gelungen war, ein Opernstück ziemlich richtig zu begleiten, als wenn er ein Bild vollendet hatte, das seinen Ruf vergrößern konnte.

Der junge Maler war übrigens ein grundehrlicher Mensch. Er that alles was Andern Freude machte, war immer heiter und liebenswürdig und wurde nie böse über die Späße, die seine Freunde über sein originelles Wesen machten. In der Gesellschaft würde er ohne seine unerträgliche Sucht, unaufhörlich von den Griechen zu reden, beliebter gewesen seyn; aber für seine vertrauten Freunde war es noch ein Beweggrund zum Scherz.

Das schöne Geschlecht nahm in Tamboureau's Leben nur eine sehr unbedeutende Stelle ein; einer Schönen den Hof zu machen, würde ihn gelangweilt haben, und einer ernsten Leidenschaft war er nicht fähig; er begnügte sich mit flüchtigen Bekanntschaften, die keine Fesseln anlegen, die man nach Gutdünken anknüpft und wieder aufgibt; kurz, er war kein Weibernarr.

V.

Das Atelier.

In dem Augenblicke als Benjamin Godichon in dem Atelier Tamboureau's erſcheint, ſind vier Perſonen darin verſammelt.

Zuerſt Boucaros, der bei dem Maler übernachtet hat. Wir wiſſen, daß Boucaros ein ſehr häufiger Gaſt bei Tamboureau iſt. Er iſt in dem Atelier wie zu Hauſe; ein altes Sopha iſt ſein Bett, wenn Tamboureau das ſeinige in eigener Perſon bezieht. Beim Erwachen zieht Boucaros eine Jacke oder einen alten Paletot ſeines Freundes an; auf den Kopf ſetzt er was ihm gerade in die Hände fällt, aber es liegt immer eine alte Kappe in einem Winkel. Er hat ſeine Staffelei nicht zu Hauſe, ſondern in Tamboureau's Atelier, und wenn er zufällig einmal zum Arbeiten aufgelegt iſt, nimmt er Palette, Pinſel und Farben aus dem Betriebsmaterial ſeines Freundes und nimmt vor einer Staffelei Platz; er nahm aber weit lieber an einem wohlbeſetzten Tiſche Platz, und die Gabel hatte in ſeinen Augen den Vorzug vor Feder und Pinſel.

Am Piano ſitzt ein hübſcher, großer, junger Mann, der, obwohl kaum ſechsundzwanzig Jahre alt, ſchon im Stande iſt, einen Oberprieſter oder Ordensmeiſter mit Erfolg darzuſtellen.

Er iſt auch Künſtler, kein Maler, ſondern ein Sänger.

ein im Conservatorium gebildeter Virtuose. Er hofft bei der großen Oper engagirt zu werden, und würde dieses Ziel vielleicht schon erreicht haben, wenn er nicht ein eben so begeisterter Freund des far niente gewesen wäre, wie Tamboureau. Er hat überdies in seinem Naturell jenen Wankelmuth, der oft hindert einen Entschluß zu fassen, jenen Hang zur Projectenmacherei, der fast immer Ursache ist, daß kein Project verwirklicht wird, kurz jene krankhafte Gemüthsstimmung, die den Menschen hindert, mit seinen Verhältnissen zufrieden zu seyn, und in ihm eine beständige Unruhe und Rastlosigkeit erweckt.

Eine traurige Gemüthsstimmung, die bei Künstlern nur zu gewöhnlich ist und ihnen oft großen Nachtheil bringt.

Dieser junge Mann heißt Dandinier.

Nicht weit von ihm, auf dem alten Canapé, sitzt in fast liegender Stellung ein kleiner, blasser, schmächtiger junger Mann, dessen Gesicht aber einen klugen Ausdruck hat, und zugleich an Katze und Marder erinnert.

Dieser junge Mann ist Schauspieler, für den Augenblick ohne Engagement, obgleich er Talent besitzt; aber er hat die Gewohnheit, Zusätze zu seinen Rollen zu machen. Letztere werden dadurch keineswegs verdorben, da es aber Bühnendichter gibt, die sich von andern nicht an Geist und Witz übertreffen lassen wollen; da es auch eine Censur gibt, die den Schauspielern verbietet, etwas zu sagen was sie gestrichen hat, so ist Périnet von seinem Director entlassen worden, und in der Erwartung eines neuen Engagements spielt er zu Paris unter der Hand, wenn man ihn in einem Stücke braucht, oder er übernimmt von Zeit zu Zeit außerhalb der Stadt eine Rolle, wenn eine außerordentliche Vor-

ſtellung ſtattfindet, in welcher mit handlangen Buchſtaben die Mitwirkung von Pariſer Künſtlern angezeigt wird.

Périnet ſteht in dem Rufe eines »loustic,« was in der Theaterſprache einen ſtark auftragenden Komiker, einen Spaßmacher bedeutet.

Die vierte Perſon, die ſich in dem Atelier befindet, iſt der Farbenreiber.

Er iſt ein Burſche von vierzehn bis fünfzehn Jahren, der ein Maler zu werden gedenkt und ſich wie die Schooßkinder Heinrichs III. tragen zu müſſen glaubt.

Er trägt langes, glattes, ſorgfältig gekämmtes und am Ende etwas aufgerolltes Haar; ſeine enge, hermetiſch zugeknöpfte Jacke kann für ein mittelalterliches Wamms gelten.

Seine ſtraff aufgezogenen Beinkleider, deren Farbe nicht zu unterſcheiden iſt, haben ebenfalls etwas Mittelalterliches, wenigſtens fehlt es ihnen nicht an Riſſen und Sprüngen.

Seine Schuhe haben zwar keinen emporſtehenden Schnabel, aber ſie ſind vorn aufgeſchlitzt und hinten dermaßen niedergetreten, daß ſie faſt wie Sandalen ausſehen. Auf dem Kopfe trägt der kleine Kunſtjünger eine Mütze à la Buridan, auf die er in Ermangelung eines Reiherbuſches die Ueberreſte eines Federbeſens geſteckt hat.

In dieſem Coſtume macht der niedliche, ſchalkhafte kleine Menſch ſchon ungeheuer viele Eroberungen unter den alten Bonnen der Nachbarſchaft.

Aber der kleine Antoine Moineau findet ſeinen Namen nicht artiſtiſch genug, und nennt ſich daher Buridan, wie ſeine Mütze.

Der kleine Buridan, der ſeinen Meiſter Tambourcau in

allen Dingen nachäffen will, trägt ſchon eine große Verachtung gegen das ſchöne Geſchlecht zur Schau, und behauptet, alle Mädchen der Welt wären nicht im Stande, ihn zu einer Thorheit zu verleiten.

In dem Augenblicke als Benjamin die Thür öffnet, ſingt Dandinier die Baßarie Maſaniello's: »Die Welt iſt mein Vaterland.«

Der ſchöne Virtuoſe, der nicht gewohnt iſt, ſich durch Tambourau's Bekannte ſtören zu laſſen, ſingt immerfort und ſo laut, als ob er auf dem Theater wäre.

Der kleine Périnet bezeichnet während dieſer ganzen Zeit mit Kopf, Händen und Füßen den Tact. Boucaros, der vor einer Staffelei ſitzt, trägt ſeit einer Stunde Farben auf die Palette, ohne ſich entſchließen zu können, ſie auf die Leinwand zu tragen. Der kleine Buridan copirt einen Studienkopf auf einem Pappendeckel, den er auf dem Schooße hält, und von Zeit zu Zeit ißt er verſtohlen aus der Taſche.

»Sieh da! das iſt Herr . . . Herr Dings da!« ruft Boucaros, der Benjamin die Hand reicht. »Entſchuldigen Sie, ich habe Ihren Namen vergeſſen . . .«

»Benjamin . . .«

»Ja, richtig, es iſt der liebe Benjamin. Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie uns beſuchen.«

»Iſt Herr Tambourau ausgegangen?«

»Er, ausgegangen! . . . O, er geht ſo früh nicht aus; er iſt noch im Bett.«

»Er iſt doch nicht unpäßlich?«

»Gott bewahre, er iſt noch nicht aufgeſtanden, weil er noch ſchläft.«

»Und er ſchläft, weil er nicht aufſteht,« ſagt Périnet mit einer halb traurigen, halb luſtigen Grimaſſe.

»Tamboureau pflegt nicht früh aufzuſtehen.«

»Aber wiſſen Sie wohl, daß es bald zwei Uhr iſt?«

»Das iſt uns ganz egal ... Aber die Arie iſt fürchterlich langweilig ... Iſt ſie noch lang, Dandinier?«

Der Virtuoſe, der an die Kritteleien der Anderen gewöhnt iſt, runzelt nicht einmal die Stirn und ſingt weiter, als ob er gar nichts gehört hätte.

»Wünſchten Sie Tamboureau zu ſprechen, Herr Benjamin?«

»Ja, aber er ſchläft ja ...«

»O! er wird bald erwachen; er muß wirklich ein dickes Trommelfell haben, um zu ſchlafen, während Dandinier vor ſeinen Ohren brüllt! ... Setzen Sie ſich doch, Herr Benjamin ... Buridan! ... Buridan! ... biete dem Herrn doch einen reinen Seſſel, kleiner Menſch!«

Der angehende Künſtler ſteht etwas widerwillig auf und verſchlingt vollends was er im Munde hat; er räumt von einem alten Armſeſſel eine Menge Sachen, die dort ihren Wohnſitz erwählt hatten, bietet Benjamin den Seſſel und ſagt zu Boucaros:

»Ich biete dem Herrn meinen Seſſel, weil es mir Vergnügen macht, höflich gegen ihn zu ſeyn, aber nicht, um Ihnen zu gehorchen, denn Sie haben mir hier nichts zu befehlen; ich bin nicht Ihr Zögling!«

»Sehr gut gegeben ... Buridan wird rebelliſch! ... Sie ſcheinen den Boshaften zu ſpielen, Monſieur Moigneau, das ſteht Ihnen ſehr ſchlecht an.«

Der Kleine konnte es nicht leiden, daß man ihn bei

seinem Familiennamen nannte; er wird ganz zornroth und setzt sich wieder auf seinen Platz, indem er murrt:

»Ich heiße nicht Moigneau, Monsieur Boucarosse.«

»Und ich heiße nicht Boucarosse, Monsieur Moigneau, oder Moineau, oder Loiseau! . . . Zu dem Waldspatzen- oder Finkengeschlecht gehörst Du doch . . . Wissen Sie wohl, warum dieser Raphael im Fallhut diesen Morgen so aufgebracht gegen mich ist?«

»Nein, das wissen wir nicht,« sagte Périnet, »es liegt uns auch nichts daran.«

»Eben deshalb will ich's Ihnen sagen, meine Herren. Der kleine Mensch ist ungeheuer erbittert gegen mich, weil ich mir zum Frühstück eine Bavaroise mit Milch spendirt und ihm keinen Tropfen übrig gelassen habe; Tambourcau hat ihn verwöhnt, er läßt von allem, was er nimmt — und wär's auch nur ein Klystier — etwas übrig für seinen getreuen Rapin, der es begierig schlürft . . . Aber das ist eine Schwäche, man muß die Kinder nicht so verwöhnen, man bildet sie dadurch nur zu Tyrannen . . . Aber ich kann's nicht mehr anhören, die Arie macht mir die Zähne stumpf.«

»Laß doch Dandinier in Ruhe,« sagte Périnet. »Siehst Du denn nicht, daß er sich übt, um zu sehen, wie lange er eine Note ziehen kann, ohne Athem zu holen. Es wäre mir lieber, wenn er sie mit der Hand ziehen könnte.«

»Sehen Sie, Herr Boucarosse,« sagt der kleine Buridan, eine Pflaume aus der Tasche ziehend, »ich pfeife auf Ihre Bavaroise; ich brauche Sie nicht, um mich zu regaliren.«

»Was iſt das? Du ſcheinſt etwas zu eſſen ... Du erlaubſt Dir etwas zu eſſen, ohne deinen Herren und Gebietern den Zehnten zu bezahlen?«

»O! es werden keine Zehnten mehr bezahlt, und es gibt keine Herrſchaften mehr!«

»Aber es gibt noch immer einen Plebs, der hört nie auf . . . Hu! das war ein Läufer! Dardinier gurgelt ſich mit dieſer Arie! . . . Périnet, ſieh doch einmal nach deiner Uhr, um zu wiſſen, wie lange der Virtuoſe dieſe Note halten wird . . . ich wette, zehn Minuten.«

»Meine Uhr! er ſpricht von einer Uhr! Den Witz finde ich ſchlecht . . . Wenn ich eine Uhr hätte, ſo wäre ich nicht hier.«

»Das iſt richtig, und die Unglückliche wäre noch weiter von hier entfernt.«

Benjamin, der an ſolche Geſpräche nicht gewöhnt war, ſah die Anweſenden mit großen Augen an.

Der ſchöne Sänger iſt endlich mit ſeiner Bravourarie fertig, er verläßt das Piano und geht zwiſchen den Staffeleien umher.

»Wißt Ihr wohl, Kinder, daß Ihr ſehr unzart ſeyd! Wenn man ſingt, macht Ihr einen Lärm . . . ich höre meine eigene Stimme nicht mehr.«

»Dann biſt Du ſehr glücklich!«

»Wenn ich wüßte, daß Herr Tambourcau noch lange im Bette bleibt,« ſagte Benjamin, »ſo würde ich wieder kommen.«

»O nein, er kann nicht lange mehr ausbleiben; er hat ſchon vor einer halben Stunde den kleinen Buridan

gerufen, um ihn zu fragen, wie in England die watchmen: Wie iſt das Wetter? Wie viel Uhr iſt es?«

»Die watchmen fragen das nicht, ſie ſagen es,« erwiedert Dandinier. »Wenn Du etwas ſagſt, ſollteſt Du Dich deutlich ausquetſchen.«

»Verzeihen Sie, großer Touriſt. Ich bin noch nicht in England geweſen, aber ich möchte gern einmal dahin, wenn auch nur um echten Plum-Pudding zu eſſen. Ich ſage echten, denn hier weiß ich nicht, welchem ich glauben ſoll; ich habe an zehn Orten Pudding gegeſſen, und immer war er verſchieden zubereitet; ich bin daher geneigt, ſie alle für verdächtig, für untergeſchoben zu halten . . . Heda, Rapin! Du haſt dem Herrn ſo eben nicht geantwortet.«

»Worauf denn?«

»Hat Tamboureau nicht geſagt, daß er aufſtehen will?«

»Ja wohl, aber er ſagt es drei- oder viermal, ehe er ſich zum Aufſtehen entſchließt, und er ſchläft wieder ein.«

»Diable!« ſagte Benjamin, »das kann noch lange dauern.«

»Was liegt daran, wenn Sie keine Eile haben?«

»O! durchaus nicht, aber ich fürchte indiscret zu ſeyn . . .«

»Indiscret! . . . hier! . . . Was ſagſt Du dazu, Périnet: dieſer Herr fürchtet in Tamboureau's Atelier indiscret zu ſeyn!«

»Das iſt ein Wort, das hier in dieſem Local keinen

Cours hat . . . Sieh, Buridan ißt Pflaumen und ich ſehe keinen Kern auf der Erde.«

»Ich eſſe Alles!« erwiedert Buridan, der ſeinen Bleiſtift ſchneidet.

»Sapperlot, das nenne ich einen Magen . . . einen vielverſprechenden kleinen Menſchen!«

»Ich, ein kleiner Menſch! . . . und ich bin ſchon größer als Herr Périnet! . . . Sie ſind ein kleiner Knirps, und werden in Ihrem Leben nicht größer!«

»Er iſt heute biſſig wie ein Eſel, der Kleine; er hat wahrſcheinlich lange keine Wichſe bekommen, ich habe wirklich Luſt, ihm dieſes Beruhigungsmittel zu appliciren.«

»Rühren Sie mich nur an, Sie Rieſenmenſch! Sie werden ſehen, wie Sie ankommen!«

Périnet ſteht mit pathetiſchem Ernſt auf, nimmt aus einem Winkel eine Zange und geht auf den kleinen Buridan zu.

»Das iſt eine Gelegenheit,« ſagt er, »Dir deine ſchiefe Naſe gerade zu richten.«

Der Rapin erhebt ein lautes Geſchrei, als er die Zange in der Nähe ſeiner Naſe ſieht; in dieſem Augenblicke wird eine Stimme hinter der Scheidewand laut.

»Was iſt das für ein Teufelsgeſchrei! . . . man kann ja nicht ſchlafen!«

»Aha! da erwacht Tambourau!« ſagt Boucaros, der ſeine Mütze in die Luft wirft. »Die Sonne wird zum Vorſchein kommen! Erſcheine, Tambourau!«

»Tambourau!« ſagte Périnet, »ſteh doch nicht ſo

früh auf, Du ſchadeſt deiner Geſundheit. Es iſt erſt zwei Uhr, Du kannſt noch mehre Stöcke zerſchlagen!«

»Tamboureau,« ſetzte der Virtuoſe hinzu, »Jollibeau hat geſtern in der »Weißen Frau« debutirt. »Glaubſt Du wohl, daß er ſeine Arie: »Komm, ſchöne Dame,« um einen Ton tiefer angeſtimmt hat?«

»Nicht möglich!« antwortete die Stimme mit einem langgezogenen gähnenden Tone. »Ich muß alſo wirklich aufſtehen . . . Das iſt Schade! . . . ich hätte immer noch ein paar Schläfchen machen können.«

»Herr Tamboureau!« rief der kleine Buridan, »es iſt ein Herr da, der Sie zu ſprechen wünſcht.«

»Wenn's ein Manichäer iſt, ſo ſchicke ihn fort, ich bin nicht zu Hauſe.«

»Ich bin's, Herr Tamboureau, Ihr Nachbar Benjamin . . . Aber laſſen Sie ſich nicht ſtören, ich möchte Ihnen den Schlaf nicht rauben . . .«

»Aha! es iſt Herr Godichon . . . Ich bin ſchon mobil, ich ziehe ein anſtändiges Kleidungsſtück an.«

Bei dem Namen Godichon wendet ſich der Virtuoſe um, dann ſieht er Boucaros an, Boucaros ſieht Périnet an, Périnet ſieht Buridan an, und Buridan ſieht eine Pflaume an.

VI.

Die Sitzung.

Gleich darauf erscheint ein großer, schlanker junger Mann, dessen Anzug nur aus Beinkleid und Hemd besteht. Er hat einen wahren Künstlerkopf, ungekämmtes Haar, dünnen Bart, blasse Gesichtsfarbe, halbgeschlossene Augen.

»Wahrhaftig,« sagt er, die Arme ausreckend, »dieses Schläfchen that mir Noth . . . meine Gesundheit wäre sonst zu Grunde gegangen.«

»Dieses Schläfchen! Wann hast Du Dich denn schlafen gelegt?«

»Es war wenigstens zwei Uhr nach Mitternacht.«

»Und jetzt ist es zwei Uhr Nachmittags, das Schläfchen hat also zwölf Stunden gedauert . . . Das ist recht anständig.«

»Wo ist meine Jacke? . . . Buridan, suche mir meine Jacke . . .«

»Herr Boucaros hat sie angezogen.«

»Aha, es ist wahr . . . Boucaros, Du hast meine Jacke angezogen?«

»Wie Du siehst.«

»Ich wollte sie anziehen.«

»Zieh etwas Anderes an.«

»Etwas Anderes? Das sagst Du wohl . . . Doch ja, ich glaube, es steckt noch ein alter Paletot in einem Win-

kel . . . Ja, ja, den Paletot ziehe ich an . . . Und wo iſt meine Mütze? . . . Buridan, wo haſt Du meine Mütze verſteckt?«

»Sehen Sie denn nicht, daß ſie Herr Boucaros ſich zugeeignet hat?«

»Wahrhaftig, der Schlingel hat Recht! . . . Du nimmſt Dir ſehr viel heraus, Boucaros, Du nimmſt auch meine Mütze . . .«

»Setze etwas Anderes auf.«

»Das iſt köſtlich! Ich ſoll etwas Anderes aufſetzen! . . . Es bleibt mir freilich nichts Anderes übrig . . . wenn ich nur mit Mützen beſſer verſehen wäre . . .«

»Nimm doch Buridan's Buridan.«

»Das geht nicht,« entgegnet der Rapin, »ich habe einen zu kleinen Kopf. Es wäre beſſer, Herr Boucaroſſe, wenn Sie ihm ſeine Mütze zurückgäben.«

»Aha! ich ſehe ſchon etwas,« ſagt Tamboureau, und nimmt eine früher als Coſtum benutzte turbanartige Kopfbedeckung aus einem Winkel. »Das paßt ſehr gut . . . Wer kann mir ſagen, unter welcher Olympiade Epaminondas ſtarb?«

Dandinier ſprang auf ſeinen Hut zu und ſetzte ihn auf.

»Da geht es ſchon wieder an,« ſagte er. »Jetzt gehe ich.«

»Wie unhöflich der Dandinier iſt! . . . Apropos, wann debutirſt Du in der großen Oper?«

»Ich weiß nicht. Ich ſoll die Partie Carls VI. einſtudiren; ich mag mir aber all den Plunder nicht eintrichtern, ich möchte wieder nach Italien gehen.«

»Hört Ihr wohl? Kaum ist er aus Italien gekommen, so will er wieder fort. Als er in Italien war, wollte er wieder nach Paris zurück . . .«

»Ich sehe alle Leiden und Drangsale voraus, die man zu überstehen hat, bevor man zum Debutiren kömmt.«

»Ist denn das nicht allenthalben der Fall? Frage nur Périnet.«

Der schmächtige kleine Mensch steht auf und antwortet gesticulirend und die Stimme eines bekannten Schauspielers nachahmend:

»Sie haben mich fortgejagt, die Elenden! . . . weil ich mich in einer Scene, wo die alte Cokette mit den Worten: »Verberget euch, ihr kleinen Schelme!« ihr Tuch über den Busen zieht, an das Publicum wandte und hinzusetzte: »Fürwahr, große Galgenstricke *) sind's!«

»Ha! ha! ha! . . . Die alte Cokette mußte furchtbar erzürnt seyn!«

»Umsonst sagte ich ihr: Liebe Freundin, der Witz ist nicht von mir, ich habe nur die Gelegenheit benutzt, um ihn anzubringen; — sie berichtete es augenblicklich dem Director, der die kleinen Schelme dieser Dame vielleicht protegirt.«

»Adieu, meine Herren.«

»Du willst also wirklich gehen, Dandinet?«

»Ja, ich muß ins Conservatorium.«

»Wirst Du mit mir zum Speisen gehen?«

»Ladest Du mich ein?«

*) Pendards. In diesem Worte liegt eine Zweideutigkeit, die sich im Deutschen nicht wiedergeben läßt.

»Was denkſt Du denn? . . . Ich gehe zum Petit-Ramponneau, an der Barriere des Martyrs . . .«

»Das iſt ja eine ſchändliche Kneipe!«

»Was liegt daran! Frage nur Boucaros, ob der Kalbsbraten nicht gut iſt . . . Beſſere Kalbsbraten bekömmt man nirgends . . . für zehn Sous gibt's eine ſuperbe Portion . . . und Bohnenſalat, unübertrefflich! Mehr darf man dort freilich nicht ſuchen . . . Und der Wein iſt gar nicht zu verachten. Kurz, für zwanzig Sous kann man ſich's ungeheuer wohl ſeyn laſſen. Das iſt wahrlich in Erwägung zu ziehen, die Künſtler ſind nicht immer bei Caſſe.«

»Sie ſind es ſogar ſelten!«

»Ich kenne welche, die nie bei Caſſe ſind.«

»Vor Zeiten gingen die größten Genies ins Gaſthaus, und ſie unterhielten ſich weit beſſer, als wir uns heutzutage in unſeren prächtigen vergoldeten Reſtaurationen unterhalten.«

»Das haſt Du im Béranger geleſen, und denkſt dabei an Madame Grégoire:

»Ah! comme on entrait
Boire à son cabaret!«

»Ach Gott!« ſeufzt Périnet, »ich möchte wohl eine Madame Grégoire zur Geliebten haben; aber ich habe kein Glück in der Liebe: meine kleinen Bekanntſchaften ſitzen immer auf dem Trockenen . . . und da es mir eben ſo geht, ſo hat die Sache keinen Zug.«

»Boucaros iſt ein raffinirter Feinſchmecker,« erwiedert Dandinier: »er möge entſcheiden, ob man beim Petit-Ramponneau ſpeiſen kann.«

»Man kann es, weil man das Recht dazu hat. Aber ich habe eine für leichte Börsen unschätzbare Entdeckung gemacht . . . nemlich eine Table-d'hôte bei einer Obsthändlerin . . .«

»Eine Table-d'hôte bei einer Obsthändlerin! . . . Das muß merkwürdig seyn!«

»Scherz bei Seite, man speist dort sehr gut: kräftige Hausmannskost, guter Wein und sehr anständige Gesellschaft. Es kommen Beamte, Künstler, Damen . . .«

»Was für Damen?«

»Von allen Sorten.«

»Was bekömmt man?«

»Suppe, Rindfleisch, Braten, Gemüse nach Auswahl — der Obsthändlerin, und Dessert je nach der Jahreszeit; dazu eine Flasche Wein oder eine Flasche Cider.«

»Und wie viel kostet das Alles?«

»Es ist nicht zu glauben: achtzehn Sous das Billet; ich habe bereits vierundzwanzig Billets im voraus genommen . . .«

»Und bezahlt?«

»Nein, ich mache das Porträt der Obsthändlerin.«

»Ich glaube in der That, daß man in Paris bald umsonst speisen wird, und manche Leute behaupten, das Leben sey hier so theuer! Aber ich kenne keine Stadt, keinen Marktflecken, kein Dorf, wo man billiger lebt; das heißt, wer in einem Dorfe Suppe, Rindfleisch, Braten, Gemüse, Dessert und Wein haben will, muß dafür drei bis vier Francs, vielleicht noch mehr bezahlen . . . O Paris! man verleumdet dich, wenn man dich einen bodenlosen Abgrund nennt! Du bist das Paradies der Eßkünstler . . . Auf

Wiederſehen, meine Herren; ich werde ſo bald als möglich wieder da ſeyn.«

Der Virtuoſe entfernt ſich, Tamboureau geht auf Benjamin zu und reicht ihm eine Hand, während er mit der andern ſeine Beinkleider hält, die jeden Augenblick herunterzufallen drohen.

»Es iſt ſehr ſchön von Ihnen, daß Sie mich einen Augenblick beſuchen.«

»Es iſt ein Vergnügen für mich, Herr Tamboureau; aber heute hat mein Beſuch einen doppelten Zweck . . . Ich habe Sie um etwas zu bitten . . .«

»Wenn's ein Geheimniß iſt, ſo wollen wir hinter die ſpaniſche Wand gehen . . .«

»Mein Gott, nein, es iſt durchaus kein Geheimniß: ich wollte nur mein Porträt machen laſſen.«

»Ihr Porträt . . . gut, ich will's machen. Nicht wahr, petite nature und in ganzer Figur?«

»Ja, das iſt hübſch . . .«

»Ein achtzehn Zoll hohes Bild?«

»Ja, aber mit einer Landſchaft . . .«

»Das iſt ſehr leicht.«

»Mit einer Mühle im Hintergrunde . . .«

»So! Sie wünſchen eine Mühle?«

»Ich eigentlich nicht, ſondern die Perſon, für die ich mich malen laſſe, wünſcht es.«

»Gut, die Mühle ſoll dabei ſeyn.«

»Und ein Hund zu meinen Füßen.«

»Auch noch einen Hund!«

»Und zur Seite ein Pferd . . . ſingende Vögel auf

einem Baume . . . und Enten, die in einem Teiche plätſchern.«

»Das wäre ja Ihr Porträt in der Arche Noah's!«

»Die bewußte Perſon iſt eine große Thierfreundin. Kann man das nicht Alles haben?«

»Ja wohl; man wird aber finden, daß ich Sie in eine Menagerie geſetzt . . .«

»Warum denn?« ſagte Boucaros; »es iſt ein Porträt à la Julienne . . . Hm! ich glaube zu errathen, für wen das Porträt beſtimmt iſt.«

Benjamin erwiederte den Blick, den ihm Boucaros zuwarf, mit faſt geckenhaftem Lächeln und erwiederte halb laut:

»Es iſt wahr, Sie kennen ſie . . . Apropos, Herr Boucaros, wie befindet ſich Ihre Frau Gemalin?«

Boucaros kann ſeine Lachluſt kaum bezwingen, und Périnet ruft verwundert:

»Was! Du biſt verheirathet, Boucaros! und ich bin nicht auf deiner Hochzeit geweſen! . . . Das iſt nicht ſchön, Freund! Das werde ich Dir gedenken!«

»Still, Frontin! . . . Herr Benjamin wird wohl errathen haben, daß ich mich im dreizehnten Stadtbezirke verheirathet habe. Uebrigens iſt Lucie ein gutes Mädchen; ich wünſchte nur, daß ſie einen Tabakladen fände. Sie thut nichts, ſie »flanirt,« und ich behaupte, daß ein Frauenzimmer beſtändig beſchäftigt ſeyn muß, wenn ſie auch nur Zahnſtocher verkauft . . . Ich werde fortan auch nur Frauenzimmer, die einen Laden halten, zu Geliebten haben.«

»Eine Kuchenbäckerin würde Dir recht ſeyn, nicht wahr?«

»Eine Kleiderhändlerin wäre mir noch lieber! . . . Aber in der Rochechouartſtraße habe ich etwas Deliciöſes bemerkt: eine Weißwaarenhändlerin . . . ein wahrer Leckerbiſſen! Schöne Büſte . . . wohlarrondirte Hüften, ſchlanke, aber nicht zu dünne Taille, denn ich finde nichts ſo häßlich, als ein allzu dünnes Frauenzimmer: man glaubt eine Puppe zu halten!«

»Iſt ſie eine Blondine oder eine Brünette?«

»Sie iſt eine Kaſtanie . . . natürlich in Bezug auf ihr Haar. Dieſe wundervolle Kaſtanie hat langgeſchlitzte Augen, deren Ausdruck ganz cirkaſſiſch iſt . . . Ach! ich behaupte trotz dem Ariſtoteles und ſeiner ganzen gelehrten Sippſchaft: ein ſchönes Weib iſt doch ein herrliches Geſchöpf!«

»Der Meinung bin ich auch,« ſagte Vérinet; »nur darf ein Weib nicht zu groß ſeyn.«

»Aha! ich weiß warum Du das ſagſt, lieber Freund: weil Du das militäriſche Maß nicht haſt.«

»O nein, deshalb nicht. Obgleich ich klein bin, habe ich doch ſchon ſehr große Frauenzimmer zu Geliebten gehabt . . . zumal die erſte . . . o, die erſte hätte Tambourmajor werden können! und anſtatt auf meine kleine Geſtalt Rückſicht zu nehmen, verlangte ſie von mir Dinge . . . ich mag gar nicht ſagen was ſie von mir verlangte.«

»Und ſeit jener Zeit haſt Du gegen die großen Frauenzimmer eine Abneigung! Ich fürchte ſie nicht, das geſtehe ich . . . Meine Obſthändlerin hält fünf Fuß fünf Zoll, gut gemeſſen . . .«

*

»Aha! er hat ſich verrathen: er iſt der Geliebte der Obſthändlerin, und deshalb hat er uns ihre Table-d'Hôte ſo dringend empfohlen.«

»O nein, ich ſtehe mit der ehrſamen Frau in keinem unerlaubten Verhältniß . . . Mein Gott! wenn es der Fall wäre, ſo würde ich mich deſſen nicht ſchämen; eine Obſthändlerin iſt ja ein Frauenzimmer wie eine andere. In der Liebe kenne ich keinen Kaſten- und Rangunterſchied, ſie iſt auf gedörrten Aepfeln eben ſo ſüß wie auf dem weichſten Flaum.«

»Auf gedörrten Aepfeln habe ich die Liebe noch nicht cultivirt . . . aber ich will's damit verſuchen, Du machſt mich wirklich neugierig . . . Und Sie, Herr Benjamin, ſind gewiß auch ein Liebhaber des ſchönen Geſchlechts?«

»O ja, Herr Boucaros, der Anblick eines ſchönen Frauenzimmers begeiſtert mich, ich fühle mich umgewandelt, wie . . .«

»Sobald Sie ſich umgewandelt fühlen, iſt Alles geſagt, Sie haben nicht mehr nöthig, einen Superlativ zu ſuchen . . . Aber unſer Tamboureau iſt nicht wie wir: der Anblick der Schönheit läßt ihn kalt . . .«

»Ich? o nein,« erwiedert Tamboureau; »ich bin auch ein Freund der hübſchen Weiber; ſchöne Schultern, ſchöne Arme, ſchöne Hände ſind ja entzückend!«

»Hören Sie wohl, er findet ſie zum Malen ſchön . . . nemlich nur um ſie zu malen . . .«

»Ja, ja! wenn Du ein ſchönes Liebchen haſt, ſo vertraue ſie mir nur an, und Du wirſt ſehen . . .«

»Mein Liebchen! . . . ich würde es im Coſtume des

Paradieſes hier laſſen, und ganz ruhig ſeyn! . . . Wenn's freilich eine Griechin wäre, könnte es wohl mehr Gefahr haben, deine Vorliebe für alles Griechiſche würde Dich vielleicht unwillkürlich fortreißen . . . Und der kleine Rapin, der Springinsfeld! glauben Sie wohl, Herr Benjamin, daß er behauptet, alle Weiber der Welt wären nicht im Stande, ihn zu einer Thorheit zu bewegen?«

»Nun ja, das habe ich geſagt!« antwortet der kleine Buridan, ſich in die Bruſt werfend. »Was iſt im Grunde auch Arges daran? ich bewundere ein ſchönes Weib wie ein ſchönes Modell; ich kenne nur meine Kunſt, und dieſe geht mir über Alles . . . Ich habe immer gehört, daß die Künſtler, die ſich den Lüſten ergeben, nie etwas wahrhaft Schönes und Großes geſchaffen haben.«

»Bravo, Kleiner, nicht übel geſagt!« erwiedert Tamboureau lächelnd.

»Nur ſtill, kleiner Zeiſig! Ehe zwei Jahre vergehen, wird er jeder Schürze nachlaufen!«

»Buridan!« ſagte Tamboureau, mit ernſtem Anſtande vor ihn hintretend, »weſſen Sohn war Alcibiades?«

»Der Sohn eines armen Athenienſers von niedrigem Stande; aber er wurde durch Geiſt und Talent der Freund des Sokrates, und . . . und war . . .«

»Und wurde im Hauſe des Perikles erzogen.«

»Aha, ſo iſt das gemeint!« ſagte Périnet, und der kleine Schauſpieler ſtellt ſich mit dem Anſtande eines Harlekins vor Boucaros und ſchreit ihn an:

»Boucaroge, lieber Freund . . . ſey ſo gefällig mir zu antworten, Sangodemis! . . . Weſſen Söhne waren die vier Haimonskinder?«

»Verehrter Meiſter, dieſe Frage finde ich ſehr kühn ... ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich wenig Geſchichte ſtudirt habe ... Weſſen Söhne ſie waren? Ich kann mich wahrhaftig nicht beſinnen ... ich weiß nicht!«

»Freund Paillaſſe, Du biſt ein Eſel! ... Du biſt nicht würdig, der Schüler des weltberühmten Malers Tamburino zu ſeyn, der, wie das Gänſeſpiel, von den Griechen herſtammt.«

»Werden Sie mein Porträt bald anfangen, Herr Tamboureau?« ſagt Benjamin, der ſeine Ohren ſo weit als möglich aufknöpft. »Die Dame drängt mich ſehr ... Und was den Preis betrifft, ſo glauben Sie nur, daß ich mit dem Talent nicht markte.«

»O, lieber Nachbar, über dieſen Punkt werden wir bald einig werden ... ich fange Sie an, wenn Sie wollen.«

»Nun, wenn's gefällig iſt, ſo fangen Sie gleich an.«

Tamboureau kratzt ſich hinter dem Ohr und gähnt.

»Hm! heute,« ſagte er, »iſt es ſchon ſpät ... Ich bin nicht aufgelegt. Es gibt Tage, wo man nicht arbeiten kann.«

»Er hat nicht ausgeſchlafen,« ſagte Périnet.

»Ich habe auch keine Leinwand ...«

»Alſo morgen, wenn Sie können ...«

»Ja wohl, morgen ſtehe ich zu Dienſten.«

»Wann ſoll ich kommen?«

»Wann Sie wollen ... etwa gegen drei Uhr.«

»Gut, gegen drei Uhr.«

In dieſem Augenblicke geht die Thür auf; eine elegant

gekleidete, junge Schöne hüpft mit ungezwungenem Anſtande in das Atelier und wirft ſich auf das Sopha. Ihr Hut wird auf die eine Seite, ihr Schnupftuch auf die andere geworfen.

»Siehe da, Cascarinette!« riefen die jungen Leute. »Guten Tag, Cascarinette!«

»Guten Tag, meine Herren ... Hu, wie heiß iſt es. Welche Hitze! ... Und ſo hoch muß man hier ſteigen .. mindeſtens fünf und einen halben Stock! ... Wenn man ſich heraufgearbeitet hat, ſo geht einem der Athem aus!«

»Wie kannſt Du Dich darüber wundern, ſchöne Nymphe! Die Künſte wählen ihren Wohnſitz gern in der Nähe Apollo's ...«

»Wo wohnt denn Monſieur Apollo? Sitzt er etwa auf dem Boden?«

»Wie, Cascarinette, Sie wiſſen nicht wo der blonde Phöbus weilt?«

»Da ſprechen Sie gar lateiniſch! Das fehlte auch noch ... Nun, iſt mein Porträt fertig, Tamboureau? Ich will und muß es haben ... ich gebe morgen eine kleine Soirée, und da muß ich mein Porträt zeigen, um zu wiſſen, ob ich getroffen bin.«

»Ich habe Ihnen ſchon geſagt, Mademoiſelle, daß ich noch etwas zu überarbeiten habe, und daß Sie noch einmal ſitzen müſſen.«

»Nun, dann will ich jetzt gleich ſitzen, überarbeiten Sie mich, und machen Sie ein Ende ...«

Tamboureau geht verdrießlich in ſeinem Atelier auf und ab, wühlt mit der einen Hand in den Haaren, und

ſucht mit der andern ſein Beinkleid vom unvermeidlichen Sturz zu retten.

»Arbeiten!« murrt er; »arbeiten, wenn man nicht aufgelegt iſt! Das geht nicht!«

»Immer das alte Lied, Tambourau! Sie ſind ein unausſtehlicher Menſch: mit einigen Pinſelſtrichen iſt's ja abgethan. Müſſen Sie ſich denn acht Tage vorbereiten?«

»Das Wetter iſt heute trübe ...«

»Wie können Sie das ſagen? Es iſt ja herrlicher Sonnenſchein . . . Haben Sie denn nicht ausgeſchlafen?«

»Wohl möglich . . . Nun, da Sie es durchaus wollen ... Aber ſehen Sie, dieſer Herr hier wünſcht ſein Porträt, und hat die Güte, heute nicht zu ſitzen, weil ich zum Arbeiten nicht aufgelegt bin ...«

»Dieſer Herr wartet gewiß nicht ſeit vierzehn Tagen!« antwortet Mademoiſelle Cascarinette mit einer anmuthigen Verbeugung gegen Benjamin.

»Und wenn ich auch ſchon lange wartete,« erwiedert Benjamin zuvorkommend, »ſo würde ich doch mit Vergnügen zurückſtehen.«

»Sie ſind ſehr gütig ...«

Cascarinette macht einen ungemein graziöſen Knix, und ſetzt ſich vor eine Staffelei.

»Da bin ich ... überarbeiten Sie mich.«

»Ich bin nicht aufgelegt . . . ich kann nicht!« erwiedert Tambourau, ſein Beinkleid heraufziehend.

»Tambourau, lieber Freund,« ſagt Périnet, »würdeſt Du nicht weniger Mühe haben, wenn Du Hoſenträger anlegteſt, anſtatt das Kleidungsſtück, welches die untere

Hälfte deines Ich bedeckt hält, jede Minute herauszuziehen? Das iſt eine Frage, die ich deinem Scharfſinn zur Entſcheidung vorlege . . .«

»Hoſenträger! . . . Ja, richtig . . . wo ſind denn meine Hoſenträger? Ich brauche ſie, und kann ſie nicht finden . . . ich ſuche ſie vergebens ſeit ich aufgeſtanden bin.«

»Du wirſt doch nicht denken, ich hätte ſie mir zugeeignet?« ſagte Boucaros, ſeine Weſte aufknöpfend. »Sehen Sie, meine Herren und Damen, meine Hoſenträger hat Lucie geſtickt . . . ich habe ſie vor drei Jahren zum Geburtstage von ihr bekommen . . .«

»Dreijährige Hoſenträger,« ſagte Cascarinette, den Kopf aufwerfend. »Sie können ſehr lange etwas haben. Alexander braucht alle zwei Monate ein Paar neue, ſeitdem wir zuſammen wohnen.«

»Wahrſcheinlich muß er ſie zu oft abnehmen.«

Tambourean läuft im Atelier hin und her und ſucht ſeine Hoſenträger; der kleine Buridan ſucht ebenfalls.

»Aber wenn Sie Ihre Hoſenträger ſuchen, ſo komme ich gar nicht an die Reihe . . . und mein Porträt muß ich haben.«

»Ich komme ſchon, Mademoiſelle . . . ich bin ſchon da . . . Buridan, haſt Du nichts entdeckt?«

»Ja wohl, ich habe unter dieſem Helme etwas entdeckt: ein Stück Schweizerkäſe, das aber ſo trocken geworden iſt, daß man Feuer damit ſchlagen könnte.«

»Ein ſchöner Fund!«

»Gib mir das Stück Schweizerkäſe, ich will es meiner

Obſthändlerin ſchenken, ſie ſoll ihn in Maccaroni thun, und er wird ſich gewiß einer günſtigen Aufnahme erfreuen, denn je älter der Schweizerkäſe iſt, deſto ähnlicher wird er dem Parmeſankäſe.«

»Dann muß dieſer gänzlich umgewandelt ſeyn.«

»Sagen Sie, ſchöne Casarinette,« fragte Périnet, »wann debutirt Alexander?«

»In der nächſten Woche.«

»Auf welchem Theater?«

»Natürlich auf der claſſiſchen Bühne. Samſon, ſein Lehrer, iſt zufrieden mit ihm.«

»Ja, das glaube ich!« ſagte der kleine Périnet ingrimmig, und wirft ſeinen Hut auf die Erde. »Wenn ich einen Lehrer wie Samſon gehabt hätte, ſo würde ich heute den Mascarilli ſpielen... Er iſt ein Künſtler, der die Theorie mit der Praxis verbindet. Welch' ein ſchönes Talent! wie natürlich und zugleich wie geiſtreich! Dieſe beiden Eigenſchaften laſſen ſich freilich nicht erwerben, ſie müſſen angeboren ſeyn!«

»Wenn Du in Molière'ſchen Stücken ſpielſt, Périnet, machſt Du da Zuſätze zu deinen Rollen?«

»Ich habe erſt draußen vor der Barriere oder in kleinen Provinznеſtern in Molière'ſchen Stücken geſpielt; ich hätte meine Rollen weiter ausſpinnen können, ohne daß es dem Publicum aufgefallen wäre. Aber man muß die großen Männer achten . . . Hörſt Du wohl, Du Schmierer?«

»Capristi! ... ich ſehe wohl, meine Hoſenträger ſind verloren!«

»Was kümmert mich das, Herr Tambourеau? Ich denke doch, zum Malen brauchen Sie keine . . .«